



Meine Reise

durch

Italien, Frankreich, England

im Jahr 1831.

Von

Hortense,

vormalige Königin von Holland.

Aus dem Französischen

von

Friedrich Ludwig Lindner.

Stuttgart

P. Balz'sche Buchhandlung.

1834.

Meine Reise

durch

Italien, Frankreich, England

im Jahr 1831.

Vorwort des Uebersetzers.

Die Denkschrift der Königin Hortense, welche wir in der Uebersetzung dem deutschen Publikum vorlegen, ist der nachhallende Ruf aus einer untergegangenen, aber riesenhaft und mahnend in der Geschichte bestehenden Welt. Wir vernehmen, wie von einer rückwärts gewendeten Cassandra, Worte, die nur der Vergangenheit anzugehören scheinen, doch von hoher Bedeutung für den Sinn und für die Beurtheilung der Gegenwart sind. Denn wie milde und

weiblich zart auch diese Worte gestellt wurden, Männer, die in dem Andenken an eine Heldenzeit leben, weil sie solche verstanden, werden in den Aussagen der Königin Hortense eine ernste Stimme vernehmen, welche — fast unwillkürlich — warnt, nicht in dem Vergessen, wohl selbst in dem eitlen Verläumden der Größe sich zu gefallen, sondern diese, wo möglich, in ihren Bedingungen zu begreifen, und von ihr zu lernen, was nicht zu wissen weder rühmlich noch nützlich seyn kann. — Ein deutscher Philosoph sagt irgendwo, es verständen sich die Diplomaten bei den leisesten, oft unscheinbaren Worten, und fänden den tiefen Sinn einer Rede in der oberflächlichsten Wendung. Ob dieser Ausspruch Herbart's in allgemeiner Ausdehnung zu nehmen sey, ist hier nicht der Ort zu untersuchen; wohl aber dürfen wir bemerken,

daß ächte Staatsmänner eine milde und schonende Sprache, wie sie dem Wohlwollen für das Allgemeine eigen ist, von dem richtungslosen Gerede schwankender Mittelmäßigkeit zu unterscheiden wissen, und daß es ihnen gegeben seyn müsse — nach dem Rathe des Abbé Galiani — im Weißen zu lesen. Eine Gelegenheit, solches Talent zu üben, kann unserer Zeit nicht wohl zum Nachtheil gereichen, wäre vielleicht als nothwendig zu empfehlen, weil in öffentlichen Verhältnissen unerläßlich ist, durch die Oberfläche in der Dinge innere Natur zu dringen, und ihre moralische Gewalt nicht mit eitler und zugleich unwissender Anmaßung zu bekämpfen.

Die Stellen in der nachfolgenden Denkschrift, welche zu diesen Bemerkungen Anlaß geben, wird der sinnige Leser leicht auffinden; daher es überflüssig wäre, die-

selben hier näher zu bezeichnen. Nur dies sey uns zu bemerken gestattet, daß die wehmüthigen Klagen einer gebeugten Mutter theilnehmend anzuhören und zu verstehen, ein Gebot humaner Gesinnung ist, das nur von der Rohheit misdeutet werden könnte. Auch solche Klagen gehören, im gegenwärtigen Fall, zur Charakteristik der Zeit; denn diese hat jene veranlaßt und dient zur Erklärung eines schmerzerfüllten Mutterherzens.

Ueber den Werth unserer Uebersetzung geziemt es uns nicht, ein Urtheil zu fällen. Wir sind uns indessen bewußt, nach möglichster Treue und dahin gestrebt zu haben, die Würde des Gegenstandes durchgängig anzuerkennen.

Der Uebersetzer.

Arenenberg, 22. September 1833.

Officielle Blätter haben meine Reise durch Paris im Jahr 1831 öffentlich zur Sprache gebracht; bei dieser Gelegenheit wurden neue Irrthümer auf meine Rechnung verbreitet. Meine Freunde waren der Meinung, es sey meine Pflicht, dem Publikum, dem einzigen und höchsten Richter über das Gute wie über das Böse öffentlicher Handlungen, die Gründe vorzulegen, welche mich

genöthigt, ein Gesetz meines Vaterlandes auf einen Augenblick zu übertreten, — ein Gesetz, das ohne Zweifel ungerecht ist, das ich gleichwohl hätte achten sollen. Der Rath der Freundschaft siegte über meine Zurückhaltung; ich entschloß mich, die Erzählung meiner neuesten Unglücksfälle bekannt zu machen. Ich thue es mit einer gewissen Aengstlichkeit: denn, mit Willen

mich zur Schau hinstellen, heißt auf eine Art handeln, die dem Leben, das ich stets zu führen wünschte, widerspricht. Uebrigens schrieb ich diese Blätter in der Absicht, mein Herz von schmerzhaften Eindrücken zu erleichtern, ohne daran zu denken, daß sie einst bekannt werden sollten. Nachdem ich mich habe bestimmen lassen, die Welt zum Richter meiner Handlungen und meiner

Gefühle zu machen, werde ich den Schritt nicht bereuen, wenn Diejenigen, die mich lesen, mit meinen Schmerzen vertraut, mir Antheil und Zuneigung schenken. Solche Gesinnungen meiner Landsleute zu verdienen war jederzeit mein Ehrgeiz.

Hortense.

I.

Die Gunst, wie die Feindseligkeit des Glücks war mir im vollen Maße zu Theil geworden. Diese glänzenden oder traurigen Wechselfälle hatte ich im Jahre 1820 zu meiner Erinnerung niedergeschrieben, und hoffte, das Schicksal werde, der Verfolgung müde, endlich Ruhe mir gönnen. Ich sollte aber den Schmerz, der mich ohne Muth findet, weil er meine Kräfte lähmt, ich sollte den Schmerz über den Verlust geliebter Personen in fortwährender Erneuerung kennen lernen. Kaum hatte ich mich an die mir Gebliebenen mit ängstlicher Freude festgeklammert, kaum hatte meine Vernunft die Herrschaft wieder übernommen: so kam der unerbittliche Tod, mich abermal und noch mehr zu vereinzeln.

Im Jahre 1821 mußte ich den Kummer über den schaudervollen Tod des Kaisers ertragen. Er, so groß durch seine Geistesgaben, der Mann mit erhabener Seele, der sein Genie der Wohlfahrt der Völker geweiht hatte, und sie zu fesseln schien, um für immer ihre Fesseln zu brechen; Er, der dem Jahrhundert der Freiheit den Weg bahnte, indem er die Völker erleuchtete, und in unsern Sitten, wie in unsern Gesetzen, das Reich der Gleichheit einführte; — Er starb auf einer ungesunden und wüsten Insel, fern von den Seinen, in der Gewalt der Feinde, verkannt von Frankreich, das er zum Glück und zur Macht erhoben hatte, verkannt von Europa, wo jede seiner Eroberungen Institutionen eingeführt, die jezt mit Bedauern vermißt werden. Sein einziger Trost in der Einsamkeit war die Zukunft des Ruhmes; er wußte, daß dieser ihm nicht geraubt werden konnte. Er fühlte, wie kein Anderer, die Nachwelt werde gerecht gegen ihn seyn; denn nur Er kannte alles Gute, das er vollbracht, alles Gute, das er noch hatte thun wollen.

Im Jahre 1824 verlor ich meinen geliebten Bruder. Er war in jeder Rücksicht ein ausgezeichneter Mann, in der kräftigsten Reife des

männlichen Alters, früher vollkommen gesund. Ein Jahr vor seinem Tode schon drohten uns dieselben Symptome der Crisis, die ihn später uns entriß. Ich war gegenwärtig bei seiner Krankheit. Mein Muth wurde auf die peinlichste Probe gesezt, als ich ihn sterbend sah und verlassen von den Aerzten, als ich beauftragt wurde, ihn zu überreden, sein Testament zu machen. Ich allein wagte, zu den Mitteln zu rathen, die ihn damals retteten, ihn uns auf einige Monate wiedergaben. — Wir erlebten noch zwei glückliche Wochen, die wir im Familienkreise an den Ufern des Bodensees zubrachten. Ein Unglück, dem man ausgewichen, erhöht den Genuß des Lebens, dieses wird schöner, wenn der Himmel uns die Wohlthat erhält, die wir zu verlieren fürchteten: damals empfand ich lebhaft das Glück, das mir noch übrig blieb; alle frühere Leiden waren vor mir verschwunden. Ich hatte gefürchtet, meinen Bruder zu verlieren, meinen Freund, meine Stütze, und er war mir erhalten, er war mir wiedergegeben worden! — — — In voller Sicherheit reiste ich nach Italien. Hier aber erhielt ich bald die grausame Nachricht, daß Eugen, von Neuem erkrankt und auf dieselbe Weise (durch Aderlassen) behandelt, die ihm das erstemal so nachtheilig wurde,

gestorben sey. Seine lezten Augenblicke schienen ein sanfter Schlummer. — Er war nicht mehr!

Nach diesem Unglück, dem größten meines Lebens, vertrauerte ich den Winter auf meinem Landgute in der Schweiz. Ich war wie vernichtet; es fehlte die Kraft, über so viel Schmerzen Herr zu werden. Nur die mütterliche Liebe rettete mich. Ich hatte Kinder, für die ich leben sollte. Ich faßte wieder Muth.

Madame Campan, die mich erzogen hatte, und Frau von Caulaincour, die meine Ehrendame gewesen war, welche beide mich wie eine Tochter liebten, — auch ihren Verlust beweinte ich in dieser Zeit.

Auch der gute König von Baiern starb; in ihm verlor ich den lezten Beschützer, der mir noch geblieben war. Baiern hatte fortan für mich kein Interesse.

Anfangs sezte man meiner Reise nach Italien Schwierigkeiten entgegen; es gelang mir jedoch endlich, sie zu beseitigen. Jedes Jahr wohnte ich den Winter über in Rom, und kehrte im Sommer nach meinem Landhause Arenenberg

in der Schweiz zurück. Der süße Trost, den meine Kinder mir bereiteten, die Ergebenheit einiger Freundinnen, die treue Zuneigung der Großherzogin von Baden, die unter meinen Verwandten allein in meinen Leiden der Sorge um mich nicht entsagte, die Reisen, der schöne Himmel Italiens, die Liebe zu den Künsten, kurz Alles was zerstreut, ohne lebhaft zu ergreifen, hatten meinem Leben wieder eine freundliche Milde gegeben. Meine Gesundheit war gestärkt, die Zeit hatte die Schmerzen der Seele besänftigt. Dann aber kam die Juli-Revolution, die mich plözlich der Ruhe entriß, mich von Neuem in alle Stürme des Lebens zu werfen.

Mein ältester Sohn, mit seiner Cousine, der zweiten Tochter des Königs Joseph vermählt, lebte bei seinem Vater zu Florenz, war ausgezeichnet schön und gut, voll Einsicht und Feuer, und fühlte das Bedürfniß, seine Fähigkeiten zum Besten der Menschen anzuwenden. Ich hatte gefürchtet, die Ideen von Größe, die seine Jugend umgaben, möchten auf die Erziehung, die ich meinen Söhnen zu geben wünschte, störenden Einfluß üben; er aber, wie man oft von ihm hören konnte, hatte die Ueberzeugung sich zu eigen gemacht: „man solle früher Mensch,

„als Fürst seyn; der hohe Rang sey nur eine
„Verpflichtung mehr gegen unsere Mitbrüder;
„ein edelmüthig ertragenes Unglück erhöhe alle
„unsere guten Eigenschaften.“ Die zahllosen
Leiden seiner Familie waren für ihn die beste
Schule. Ohne Vorurtheile, und ohne die Vor-
rechte zu betrauern, die er seiner Geburt ver-
dankte, die Ehre nur suchend — in Leistungen
zum Besten der Menschheit, war er Republikaner
seinem Charakter nach, sezte keinen Werth auf
Vorrechte, die er verloren hatte, und hielt sich
verpflichtet, jedem Leidenden Hülfe zu leisten.
Als er, zur Zeit als die Hellenen ihre Aufer-
stehung verkündeten, nach Griechenland gehen
wollte, konnte ich nur dadurch ihn zurückhalten,
daß ich ihm bemerklich machte, wie sein Name
schon, dieser interessanten Sache schaden könnte.
Er werde allein hingehen, sagte er, und dort
unerkannt dienen. — Endlich gab er nach, weil
er seinen kranken Vater, dessen freundlichster Trost
er war, nicht verlassen wollte. Ich suchte durch
guten Rath seine Aufregung zu besänftigen,
denn obgleich sein Eifer auf alles Edle und
Erhabene gerichtet war, machte er mich doch
für seine Bestimmung besorgt; es schien mir,
das Schicksal habe ihn an die Ruhe gewiesen.

Mein Sohn Ludwig hatte durchaus dieselben Gesinnungen und denselben Charakter, wie der ältere Bruder. Lezterer befand sich mitten in seinen Arbeiten für Vervollkommnung der Industrie, womit er sich nach seiner Heirath einstweilen beschäftigte; und der jüngere besuchte auf der Militärschule von Thun *) die Vorlesungen über Artillerie und Genie, als beide den Ausbruch der Juli-Revolution vernahmen. Bei der Nachricht von den Ereignissen in Paris schienen sie wiedergeboren. Wiewohl entfernt von einander, war der Eindruck bei ihnen gleich: sie bedauerten innigst, nicht mit den Parisern gekämpft zu haben; dies heldenmüthige Betragen des Volks begeisterte sie; und legitim war ihre Hoffnung, dem geliebten Vaterlande jezt dienen zu können. Sie sagten: „Endlich ist Frankreich „frei; die Verbannung ist gelöst; das Vaterland „ist uns nicht mehr verschlossen; wir wollen ihm „dienen; gleichviel auf welche Art." Diesen Gedanken wiederholten alle ihre Briefe. — Ich war weit entfernt, ihre Hoffnungen zu theilen.

Seit dem Sturz des Kaisers war die Schreib-Freiheit, die allerdings nothwendig war zur Ver-

*) In der Schweiz.

theidigung der Volksrechte, doch zugleich benuzt worden, alle Handlungen der Regierung Napoleons zu entstellen. Selbst Männer, die sich unparteiisch glaubten, begannen in ihren Schriften jedesmal mit einer Beleidigung oder mit einem Tadel, wenn sie ein Lob des Kaisers anbringen wollten. Die in solcher Schule erzogene Jugend, wenn gleich im Besitz der vom Kaiser eingesezten Institutionen, bewunderte kaum das erhabene Genie, das zu ermessen sie sich keine Mühe gab. Sie verstand nicht, daß schon der Name Napoleons das Prinzip der Gleichheit, der Ordnung und der Nationalunabhängigkeit in sich schloß.

Er habe, sagte man, die Freiheit unterdrückt. Wohl hätte die Partei der Bourbons sich darüber beschweren können; denn der 13. Vendémaire und der 18. Fructidor hatten das Geheimniß ihrer damaligen Stärke und ihrer Hoffnungen offenbart; die Patrioten aber, die in diesen Vorwurf einstimmen, machen sich einer Ungerechtigkeit schuldig. Die Freiheit zur Zeit der Kriege wäre nur den alten Bevorrechteten und den Feinden Frankreichs nüzlich gewesen. Das Volk, ermüdet von den bürgerlichen Zwisten, schien nicht mehr geneigt, eine Emancipa-

tion zu unterstüzen, deren Wohlthaten so lange auf sich warten ließen.

Ein anderer Vorwurf gegen den Kaiser traf seine Herstellung des Adels. Doch kam der verderblichste Schlag, der dieser Körperschaft versezt wurde, von dem neuen, Jedem zugänglichen Adel. Der alte durfte seinen Titel nicht wieder aufnehmen; erst Ludwig XVIII. gab diese ihm zurück. Die Verfolgungen, die er während der Revolution erduldet hatte, bewirkten, daß unter dem Kaiser der Haß dem Wohlwollen wich. Die alte Gewohnheit, historische Namen zu ehren, erwachte wieder, und gab ihnen eine Theilnahme, welche der Adel zu seinem Vortheil hätte benutzen können. Obgleich unsere neuen Auszeichnungen in Achtung standen, so huldigte die französische Gesellschaft, so wie der Ausländer, doch nur den alten Familien, und diese durften nur einen Schritt vorwärts thun, um ihre Macht wieder zu gewinnen. Indem der Kaiser Titel verlieh, schuf er eine Aristokratie, die darauf angewiesen war, die Wohlthaten der Revolution und die National-Rechte zu beschützen. Auf solche Weise vernichtete er die alte Aristokratie, die, ihrem Wesen nach und durch ihre Interessen, seit langer Zeit nur gedient hatte, das Volk zu unterdrücken.

Der Gesetzgeber kann Auszeichnungen, die noch im Ansehen stehen, als Gegenstand der Nacheiferung erhalten; er wird sie aber nur dem Verdienste und den Leistungen zugestehen. Auf solche Weise schreitet die Gesellschaft vorwärts. Wollte im Gegentheil der Gesetzgeber diese Auszeichnungen vernichten, während das Bedürfniß nach ihnen noch besteht, so würde er dem feindlichen Lager alle die Männer zusenden, die ihm nüzlich werden können, wenn er ihren Talenten, so wie den Talenten aller Andern, Vorzüge zugesteht, die bisher nur das Recht der Geburt waren.

Dies war des Kaisers System. Wer hätte voraussehen können, daß der neue Adel sich selbst so untreu werden würde, gegen das Volk, dessen Theil er war, sich mit dem alten Adel zu vereinen? Durch diesen Verrath sind viele Menschen und alle Titel in Frankreich werthlos geworden. In England ist die Aristokratie bei weitem nationaler, und darum ist sie dort noch mächtig. Die Aristokratie des Kaiserreiches, die durch eigene Schuld entartete, würde nicht von so geringem Gewicht seyn, wenn die Marschäle und die Großen jener Zeit sich in dem Augenblick zurückgezogen hätten, wo Frankreich gede-

müthigt wurde; oder wenn sie ihre Stimme nie anders als zur Vertheidigung der Volksinteressen erhoben hätten. Liebe und Achtung waren ihnen noch zugewendet, und nie hätte man gewagt, ihren Ruhm zu verkennen oder anzugreifen.

So geschah es nicht. Die Verläumdung hatte sich geltend gemacht; unmerklich hatte man sich von jeder Erinnerung der Vergangenheit losgesagt; man wollte von ihr nicht weiter hören. Das Volk allein, das in jener Zeit Wohlthaten empfangen hatte, vergaß dieselben nicht. Es traute aber seinen neuen Vertheidigern, die seit der Rückkehr der Bourbons mit Muth und Beredsamkeit sich bemühten, jene Interessen, welche die kaiserliche Regierung beschützt hatte, in Achtung zu setzen. Nachdem das Volk die Juli-Revolution gemacht hatte, überließ es den Talenten und dem Patriotismus dieser Herren die Sorge für Sicherung des Resultats der Revolution.

Die Liberalen, von dem Hofe Carls X. zurückgewiesen, erfreuten sich eines gütigen und gnädigen Empfangs bei dem Herzoge von Orleans. Das Innere dieser Familie schien ihnen sittlich und interessant. Diese Tugenden und diese bürgerliche Einfachheit hatten sie verführt;

sie fühlten Zuneiguug, und ohne sich weder bei der Stellung des Herzogs, noch bei seinem Namen als Bourbon aufzuhalten, glaubten sie in seinem Charakter vollkommene Sicherheit zu finden. Daher hielten sie ihn allein für fähig, das Geschick Frankreichs zum Guten zu leiten.

Ich hatte oft mehrere dieser ausgezeichneten Bürger gesehen; sie verbargen wenig ihre Gesinnung. Diese Partei verband sich mit jener andern, die, nach dem Beispiel Englands, seit langer Zeit aus einem Herzog von Orleans einen Wilhelm von Oranien machen wollte. Beide sicherten dem Herzog die Krone bei erster Gelegenheit. Ich hatte darüber keinen Zweifel, und meine Voraussicht ward nicht getäuscht. Als die dreifarbige Fahne wieder erschien, erhoben sich wohl Stimmen zu Gunsten Napoleons II.; sie wichen aber bald dem Uebergewicht derjenigen, welche sich in Besitz des allgemeinen Vertrauens gesezt hatten. Der Herzog von Orleans ward als König anerkannt. Doch das Volk, selten undankbar für empfangene Wohlthaten, offenbarte ein rührendes Andenken an den Kaiser. Wohl hatte es den angebotenen König anerkannt, gab sich aber erst zufrieden, nachdem man ihm versprochen, die Leiche Napo-

leons nach Frankreich zu bringen. Seine Statue auf der Vendome-Säule, die Rückkehr seiner Familie und die Vorstellung unserer alten Siege auf den Theatern schienen der schuldige Lohn für den Sieg, den das Volk so eben erfochten hatte.

Ich erhielt damals viele Briefe. Die Einen sagten: „Wir haben gekämpft, im Gedanken an „Ihre Sache.“ In den andern hieß es: „Kommen Sie; wir sind endlich frei; wir werden „Sie wieder sehen! . . .“

Ich begriff die schwierige Stellung des neuen Königs. Er befand sich zwischen einer alten rechtmäßigen Liebe des Volks zu dem Andenken eines großen Mannes, und zwischen einer Freiheit ohne Gränzen, welche ihm Bedingungen der Treue um so unabweislicher auflegte, als der Name eines Bourbon seit den lezten Ereignissen Mistrauen erregen mußte. Was sollte er thun? Die Antwort war nicht leicht. — Was jedoch die Grundsätze betrifft, welche seine Handlungen leiten sollten, so schienen sie mir im Voraus vorgezeichnet zu seyn.

Ich war noch sehr jung, als ich mir die Gewohnheit zu eigen machte, den Ursachen nach-

zuforschen, die den Kaiser zu dieser oder jener Handlung bestimmten. Fast immer billigte ich sein Verfahren; doch gestehe ich zu meiner Schande, daß das Resultat meines Nachdenkens mich nicht immer befriedigte. Ich wagte dann, vor mir selbst ihn zu tadeln. Seit ich durch Erfahrung belehrt wurde, habe ich mir oft zugerufen: „Der Kaiser hatte Recht! Er kannte die Menschen!"

Bei diesem, in früher Jugend gewohnten Nachdenken, und weil es Vergnügen macht, das Betragen der Staatsmänner nach ihrer Stellung zu berechnen und vorauszusehen, fand ich dann bald, daß der aus einer Volksrevolution hervorgegangene König nothwendig allen Interessen dieser Revolution sich treu und aufrichtig zu eigen ergeben müsse, weil sonst die Freiheit, die er zu beschützen berufen ist, sich gegen ihn kehren würde. Nur zwei Namen in Frankreich flößen dem Volke ein volles Vertrauen ein: Napoleon und Lafayette. Der erste, weil sein und des Volkes Interesse in einander verschmolzen sind: derselbe Ruhm, dieselbe Größe, dieselben Feinde. Der andere, weil Lafayette in seinem ganzen Leben als uneigennütziger Freund der Völker, als edler und treuer Vertheidiger ihrer Freiheiten sich gezeigt hat. — Nun schien es mir im

Wesen dieser neuen Sache zu liegen, daß der König derselben mit den Freiheits-Ideen des Einen und mit den Ruhmgedanken des Anderen sich vollständig identifiziren müsse. Er müsse also den alten Ruhm besingen lassen, damit ihm nicht derselbe als Zeichen des Uebelwollens vorgesungen werde. — Die natürliche Folge dieser Grundsätze wäre die Aufhebung des gegen die Bonapartes ausgesprochenen Gesetzes der Verbannung gewesen, — ein Gesetz, das den Franzosen laut von den Fremden war auferlegt worden, im Augenblicke unserer allgemeinen Demüthigung. — Das endlich befreite Frankreich durfte nicht anstehen, eben so laut dieses Gesetz abzuschaffen, wäre es auch nur, seine Unabhängigkeit zu beweisen. Auch bezweifelte ich dies keineswegs. Wie groß war daher mein Erstaunen, als ich aus einer Zeitung erfuhr, daß die Familie des Kaisers von Neuem geächtet sey. Meine Trauer und mein Staunen hatten keine Gränzen. Wie? Das freie Frankreich, statt die von den Fremden i. J. 1815 geschlagenen Wunden zu heilen, willigt in Anerkennung solcher Thaten? Darf ein Souverain, der sich an die Spitze einer großmüthigen Nation stellt, zurückstoßen, was in ihrem Andenken, in ihrer

Liebe lebt? — Welche traurige Gefälligkeit gegen die Feinde des Landes!

Indeß, obgleich ich gegen einige Freunde über diese Ungerechtigkeit mich beklagte, so legte ich mir doch auf, sie zu ertragen; ich forderte selbst von Personen, die öffentlich davon reden wollten, sie möchten darauf verzichten, und Frankreichs Freude nicht durch Klagen zu unsern Gunsten stören. Zu solchen Klagen wollte ich nie ermuntern. — Seltsam, ich, die stets nur Ruhe und Zurückgezogenheit gesucht, werde unaufhörlich vom Geschicke auf den öffentlichen Schauplatz gestellt! Auch macht die Verläumdung mich immer zur Schöpferin der Aufregungen, welche mein Leben beunruhigten. — Die beiden nachfolgenden Briefe werden meine Gedanken in dieser Beziehung kennbar machen.

Arenenberg, 2. September 1830.

An Herrn * *

Sie verlangen Nachrichten von mir. Ich freue mich, wie Sie, über Frankreichs Glück. Sie wissen bereits, daß der Enthusiasmus meiner Kinder sich nicht zurückhalten ließ, obgleich ich wünschte, daß sie nicht öffentlich hervortreten möchten. Sie wurden aber erzogen, was edel und groß ist zu ehren, sind stolz auf ihr Vaterland, würden sich glücklich schätzen, ihm zu dienen, und zählen erst zwanzig bis fünfundzwanzig Jahre! — — Es ist Ihnen auch bekannt, wie oft meinen Söhnen gesagt wurde, daß die höchsten Stellen nicht glücklich machen, daß nur die Luft des Vaterlandes, Freunde und eine ganz persönliche Auszeichnung das Ziel ihres Ehrgeizes seyn dürfe. Ich glaube daher wie Sie, daß meine Söhne dem freigewordenen Frankreich dienen können, ohne irgend eine ihrer Erinnerungen zu verletzen. Uns ziemt es nicht, den Rechten eines Volkes, seinen Souverain zu wählen, die Anerkennung zu versagen.

Ich lese aber so eben von einem Gesetz, das mich eben so sehr erstaunt, als betrübt. Wie? sollte nicht, in diesem Augenblick der Begeisterung und der Freiheit, Frankreich allen seinen Kindern die Arme öffnen? nicht denen, die seit fünfzehn Jahren mit dem Lande soviel Leiden und Demüthigungen theilten? Statt dessen erneuert man die Verbannung für eine einzige Familie. Welche Verbrechen wirft man ihr vor? Waren es nicht die Fremden, von denen sie verjagt wurde? Ist es nicht Frankreich, dem sie Dienste geleistet? Diese Familie fürchten, heißt ihr eine Ehre erweisen, welche sie zurückweist. Ihr Haupt ist nicht mehr. Wenn Er dem Lande Größe und Ruhm gegeben, die man endlich sich aneignet, darf man Alles, was ihm angehörte, zurückstoßen? Sollte man nicht vielmehr eine heilige Schuld bezahlen, indem man den mit ihm, in Beziehung auf seine Familie, geschlossenen Vertrag vollzieht? Nicht eines der Glieder dieser Familie dachte noch daran, nach Frankreich zurückzukehren. Es gibt Schicklichkeiten, welche zu achten durch die Stellung geboten ist; und ohne vom Lande eingeladen zu seyn, konnte sie dort sich nicht zeigen. — So sind sie denn jezt mit ihrem Unglück ohne Schutz, und allen Verfolgungen ausgesezt, mit denen sie

zu beladen den Regierungen gefällig ist! — Was soll ich meinen Kindern sagen, ich, die nur ihr Jugendfeuer zu mäßigen und in ihnen die Liebe des Vaterlandes und der Gerechtigkeit zu erhalten suchte? Ich kann fortan nur lehren, daß die Menschen undankbar und selbstsüchtig sind; daß man dennoch sie lieben soll, und es edler ist, ihnen zu verzeihen, als sie leiden zu machen. — Leben Sie wohl; Sie haben Nachricht von mir verlangt, — Sie sehen, daß der Eindruck des Augenblicks peinlich ist. Ich dachte nicht daran, nach Paris zu gehen; im Gegentheil, ich bereitete mich zu einer Reise nach Italien. Aber bei dem Anblick dieses Gesetzes, welches uns für immer aus dem geliebten Frankreich ausstößt, wo wir hofften, einst sterben zu können, — sind alle meine Schmerzen wieder erneuert. Die in unglücklichen Zeiten ausgesprochene Verbannung war wohl traurig; aber wir verdankten sie den Feinden; — ihre Erneuerung von Seiten derer, die man für Freunde hielt, durchbort gerade zu das Herz.

Hortense.

N. S. Mein Sohn befindet sich noch unter den Zöglingen von Thun, und macht in diesem Augenblick mit ihnen militärische Recog-

noszirungen im Gebirge. Sie marschiren täglich, den Tornister auf dem Rücken, zehn bis zwölf Lieues im Gebirge; und haben am Fuße eines Glätschers unter Zelten geschlafen. — Ich erwarte ihn in zehn Tagen.

Arenenberg, 2. October 1830.

Ich erhalte Ihren Brief, mein Herr, und bin innigst gerührt über Ihre Gesinnung, die bei einem Werke zu Gunsten der noch immer verbannten Familie Bonaparte Sie begeistert. Mehr als jeder Andere war ich tief betrübt über das harte Gesetz; ich mußte mich aber darin ergeben, denn vor Allem bin ich Französin und kann mir nicht vorstellen, daß meine lieben, endlich frei gewordenen Landsleute einer Undankbarkeit, die ihrem Charakter fremd ist, sich schuldig machen wollen. Auch habe ich erfahren, daß sehr wichtige Gründe, uns zu entfernen, vorliegen. Unsere Verbannung, sagt man, scheine für das Glück des Vaterlandes und zur Erhaltung der Ruhe nothwendig; sie würde überdem vorübergehend seyn. Wie könnte ich mich dagegen erklären? War nicht Frankreichs Ruhm und Wohlfahrt stets unser erstes Interesse? Ich rathe Ihnen also, mein Herr, in Ihrem Gedicht das wiedergeborne Frankreich als frei und glücklich zu schildern, und keine

Klage in Beziehung auf uns hinzuzufügen. Sie würden das Vaterland betrüben; und Ihre Verse, nach denen zu urtheilen, die vor mir liegen, sind zu schön, um nicht eine Wirkung zu haben, die mit unserer Entsagung in Widerspruch seyn würde. Indessen werde ich das Werk, das Sie mir ankünden, mit Dank empfangen. Ich gestehe Ihnen jedoch, daß es mir leid seyn würde, es gedruckt zu sehen. Seyn Sie überzeugt, mein Herr, daß ich stets Ihre edlen Gesinnungen werde zu schätzen wissen, und daß ich mit Vergnügen Sie meiner hohen Achtung versichere.

Hortense.

Ein Vertrag vom Jahr 1815 schloß die Familie Bonaparte von Frankreich aus. Man sagt, es sey die erste Sorge der Diplomatie gewesen, diesen Vertrag aufrecht zu erhalten. Das Verbannungsgesetz wurde also erneuert, obgleich seit 1829 der jetzige König mehrmal wiederholt hatte, daß, wenn er je zur Regierung käme, seine erste Sorge die Zurückberufung der Familie des Kaisers seyn würde. Vielleicht war dies noch gegenwärtig sein Wunsch; er mußte abermal dem Rathe der Diplomatie folgen, da er sich bereits gegen sie verpflichtet hatte.

Dies erklärt sein Betragen, so wie daß er, bei wichtigeren Gelegenheiten, die Interessen der Revolution der Furcht vor einem auswärtigen Kriege opfern zu müssen glaubte.

Es war offenbar, daß die Verträge von 1815 von jezt an die Politik der Regierung bestimmten. Und die Menschen, die vormals über diese Verträge am meisten entrüstet waren, fügten sich gutwillig in dieselben. Es ist wahr, der König zog Alle an sich, die einst am meisten getroffen waren, und sie waren glücklich, von einem Könige, der ihnen die Hand reichte, eine Entschädigung für ihr langes Unglück zu finden.

Auch vergaßen die alten Freunde des Kaisers vollständig, daß ein Sohn ihres Protektors noch lebte, und daß sie ihn zu unterstützen geschworen hatten.

Um dieses Verlassen zu entschuldigen, schien man den erhabenen Gefangenen als einen fremden Prinzen anzusehen. War aber zu solcher Entschuldigung der Augenblick gut gewählt, wo die Fremden die i. J. 1815 durch Waffengewalt eroberten Rechte geltend machten, und wo die Schwäche von 1830 darin gewilligt hatte. Doch, solche Frage wurde nicht geachtet, wo Jeder nur für sein Interesse des Tages besorgt war. Nur die Feinde Frankreichs sahen klar und zogen alles Andere der Wiederherstellung des kaiserlichen Thrones vor. Den Sohn des Sieges zurückgeben, welcher, obgleich unter ihnen erzogen, das populäre Prinzip in sich trug, war in ihren Augen soviel, als das Zeichen zur Emanzipation der Völker geben. Ich habe auch erfahren, daß einige treue Freunde bei jeder Gelegenheit die Antwort erhielten, man würde Ihn nicht zurückgeben.

Wird man es glauben? Ich erhielt Briefe von denen, die ich für meine besten Freunde

hätte halten sollen, und welche gleichwohl mir ganz einfach schrieben: ich könne jezt vielleicht nach Paris kommen, doch ohne meine Kinder; mit ihnen sey es nicht möglich; — die Wahl eines Königs, der ein redlicher Mann und jedes Vertrauens würdig sey, wäre der verderblichste Schlag für die kaiserliche Familie ꝛc. — Nie habe ich eine Krone beneidet oder ihren Verlust bedauert; auch war es nicht die verlorne Größe, was mich betrübte; es ward mir einst mehr davon zu Theil als ich ertragen konnte, und jezt sehe ich mein Leben für beschlossen an. Was mich aber in Trauer sezte, war die Gleichgültigkeit, mit welcher man mir meldete, daß alle Bande zwischen Frankreich, den alten Freunden und der Familie des großen Mannes zerrissen wären. Ein Wort des Bedauerns hätte mir genügt. Ach! die Politik erstickt alle Gefühle des Herzens.

Man wird überzeugt seyn, daß ich keinen Augenblick dem Gedanken Raum gab, mich von meinen Kindern zu trennen, obgleich der König mir durch die Großherzogin von Baden die freundlichsten Worte (des paroles gracieuses) sagen ließ. Ich hatte nur einen Wunsch, — meinem ältesten Sohne wieder nahe zu seyn.

Wie gewöhnlich reiste ich daher im October nach Rom.

Ich war unruhig über den Zustand von Italien; denn ich mußte wohl glauben, daß die Revolution in allen unterdrückten Ländern Anklang finden würde. Mein einziger Gedanke war, meine Kinder gegen Verleitungen zu schützen, die ihrer Ruhe gefährlich werden konnten; sie vorauszusehen und zu befürchten war natürlich.

In dieser Absicht vermied ich den Weg über Mailand und wählte die Straße durch Tyrol und Venedig. In Bologna, wo ich mich einen Tag aufhielt, sah ich bei meinem Schwager, dem Prinzen Bacciochi, einen ehedem bei meinem Bruder angestellten Offizier. „Wie schön „ist die Revolution von Paris!“ sagte er. „Ich „hoffe, Madame, bei Ihrer Rückkehr werden Sie „auch von der unsrigen gehört haben.“ — Diese Rede sagte mir genug, um meine Furcht zu bestätigen. — „Wer möchte thöricht genug seyn,“ erwiederte ich mit Lebhaftigkeit, „den Versuch „zur Empörung von Italien zu machen, wenn „man sieht, welchen Weg die französische Re„gierung einschlägt! Löst sie ihre Aufgabe, so „kann sie, ohne mit Oesterreich zu brechen, for-

„dern, daß Dieses Ihnen Institutionen oder Ihre „Unabhängigkeit zugestehe. Entzweien sich beide „Mächte, so können Sie noch auf Frankreichs „Unterstützung hoffen. Regen Sie sich aber, „ehe ein Krieg erklärt ist, so arbeiten Sie un- „fehlbar am eigenen Verderben.“ In diesem Sinne fügte ich noch viel hinzu, jedoch ohne Erfolg. Ich sah wohl, die Täuschung war vollkommen: überall wurden die Revolution und Ludwig Philipp bis zu den Wolken erhoben; man trennte sie nicht von einander. Ich hatte das Ansehen der Cassandra, als ich voraussagte, Frankreich würde Italien, wenn dieses sich empörte, nicht unterstützen.

Ich gestehe indessen, daß ich selbst von der Richtigkeit meiner Prophezeihung nicht gerade fest überzeugt war; denn ich dachte, Frankreich würde im äußersten Fall gezwungen seyn. Mein Schrecken bestand darin, daß ich sah, wie jeder sich in das Chaos der Revolutionen stürzte, ohne Ueberlegung, ohne festen Plan, und ohne seine Mittel reiflich erwogen zu haben. Doch, der Sieg von Paris hatte eine früher unbekannte Waffe offenbart: das Straßenpflaster. In Einigkeit mit dem Volke glaubte Jeder unfehlbar

die schönste Armee vernichten zu können. Der Irrthum war vollständig!

Von tausend Besorgnissen bewegt, kam ich nach Florenz. Ich mußte meine beiden Söhne gegen die allgemeine Täuschung, die sie umgab, zu schützen suchen. Wie viel Unruhe machte mir ihre Jugend, ihr Eifer! Ich wollte ihr Vertrauen gewinnen, aber meine Ansichten, die denen so vieler Andern widersprachen, brachten sie zur Verzweiflung.

Mein Mann war nach Rom gegangen, seine Mutter zu besuchen. Vierzehn Tage vollbrachte ich in der Mitte meiner beiden Söhne, diesen einzigen Interessen meines Lebens!

Mein Sohn Napoleon erzählte mir, daß Briefe aus Paris ihn zu überreden gesucht, dorthin zu kommen, um zur Wiedereroberung der Rechte des Königs von Rom behülflich zu seyn. Man bestimmte den Prozeß der Minister (Carls X.) als den entscheidenden Augenblick, sich gegen eine, wie man sagte, aufgedrungene Regierung zu erklären. Mein Sohn gestand, er habe anfangs geschwankt; indeß zeigte er mir seine Antwort, worin es hieß: „das Volk allein

„entscheidet; es hat einen neuen König aner-
„kannt. Soll ich dem Vaterlande den Bürger-
„krieg bringen, — ich, der um den Preis mei-
„nes Blutes ihm zu dienen wünscht?“

Von Corsika aus hatte man ihm Vorschläge gemacht, die er auf gleiche Art beantwortete. Ich billigte sein Betragen. Was konnte er auch damals in Frankreich thun? Hielt gleich das Volk seinen Namen fortwährend in Ehren, so hatten doch, wie davon nur zu viel Beweise vorlagen, die Volksführer und selbst die alten Freunde des Kaisers mit Vorliebe andere Verpflichtungen übernommen; sie würden diese ohne Zweifel vertheidigt haben.

Da er indessen in Italien wohnte, so rechneten vielleicht die Italiener auf seinen Beistand. Hierauf also waren alle meine Besorgnisse gerichtet.

Toscana war das glücklichste Land der Halbinsel; der Souverain wurde geliebt. Man begehrte von ihm nur noch eine Verfassung, und von dieser hieß es, sie werde von den Ministern bereit gehalten. Man behauptete sogar, Fürst Metternich, als er die Juli-Ereignisse erfuhr,

habe gesagt: „Glaubt man, daß wir Constitutionen zu geben fürchten?“ Nachher hat er nicht mehr davon gesprochen: — den alliirten Cabinetten war es gelungen, in Frankreich ihren Einfluß wieder zu gewinnen.

Wenn aber in Toscana Alles Einigkeit und ein friedliches Ansehen zeigte, so konnten doch aus den umliegenden Ländern Emissäre an meinen Sohn geschickt werden; und darum bat ich ihn dringend, gegen dergleichen Vorschläge auf seiner Hut zu seyn. Ich stellte ihm vor, wie die Revolutionen Leiden der Einzelnen und öffentliches Unglück herbeiführen, und rieth ihm, seinen Einfluß zur Besänftigung der überall sichtbaren Gährung zu benützen. Er billigte meine Ansicht, und gab zu, daß der Augenblick noch nicht gekommen sey; daß er bald kommen werde, könne er nicht hindern. Jederzeit aber würde sein Betragen nur durch Ehre und Uneigennützigkeit bestimmt werden.

Wohl mußte es mich entzücken, so oft ich Beweise von Talent, Auszeichnung und Erhebung des Gemüths in ihm entdeckte; dennoch lebte ich in steter Angst. Wie ein Geiziger hätte ich die beiden mir übriggebliebenen Schätze ver-

graben mögen; und jedermann schien mir von Begierde entbrannt, sie mir zu entreissen.

Am 15. November reiste ich nach Rom ab, gerade an meinem Namensfeste. Ein trauriger Jahrstag, seitdem mein Bruder nicht mehr lebte, dessen Fest an demselben Tage gefeiert wurde! Noch trauriger ist seitdem der Tag geworden, denn an ihm habe ich zum letzten Male mein geliebtes Kind umarmt.

Er begleitete mich zu Pferd bis zur zweiten Post. Sein Gesicht strahlte von Freude und Gesundheit. Indem er von seinem Pferde sprach, das er über Graben zu springen abgerichtet, erzählte er, wie vor einiger Zeit er seinen Vater auf der Straße nach Rom gleicher Weise begleitet habe. Bei der Rückkehr habe er in der Nacht, einsam wie ein Ritter, der Abenteuer sucht, im fernen Gebirge einen sehr hellen Schein gesehen; er sey sogleich über Hecken und Graben mit seinem Pferde gesprungen, und endlich mitten durch die Felder zu einem abgelegenen Hause gekommen, das in Flammen stand. Die armen Leute, denen das Haus gehörte, hatten den Kopf verloren; ohne Wasser und ohne Hülfe wußten sie nichts als zu jam-

mern und zu schreien. Mit einer Einfachheit, die mich rührte, fuhr mein Sohn in der Erzählung fort: „Welche Gewalt hat ein guter „Rock? Ich komme an, und übernehme ohne „Widerspruch das Commando. Jeder beeifert „sich, mir zu gehorchen. Aus den benachbarten „Hütten eilte man herbei; ich ließ die Leute „eine Kette bilden; da es aber an Wasser „fehlte, gelang es mir mit Erde das halbe „Haus zu retten. Ich entfernte mich sodann, „ohne das Incognito abzulegen, begleitet von „den freundlichsten Segnungen. Das Merkwür„digste dabei, fügte er lachend hinzu, ist, daß sie „später entdeckten, wer ich sey, und bis nach „Florenz kamen, mich um Unterstützung zu bit„ten; ich mußte das Haus, das ich gerettet, „nun auch wieder aufbauen helfen."

Sollte dies einfache, edle, theilnehmende Herz nur so kurze Zeit für das Glück der Menschheit schlagen? Ich umarmte ihn zu wiederholten Malen; es kostete mich Mühe, mich von ihm zu trennen; jedes Ereigniß sezte mich in Furcht; doch war ich weit entfernt, das schrecklichste zu ahnen!

In Bolzena angekommen, erfahre ich durch einen Courier, daß mein Mann die Nacht in

Viterbo zugebracht. Mein Sohn Ludwig entschloß sich auf einem Postpferde seinem Vater entgegenzugehen, um einige Stunden bei ihm zu verweilen. Gegen Mittag begegneten sich unsere Wagen. Er gab mir meinen Sohn wieder, und äußerte Besorgnisse über die politischen Ideen, welche die Kinder offenbarten; er wünschte, daß sie den Ereignissen fremd bleiben möchten. In seiner zärtlichen Unruhe hätte er, wie ich, sie gern bei sich behalten; doch willigte er ein, seinen Sohn Ludwig mir wieder zu geben, unter der Bedingung, ihn auf einen oder zwei Monate, vor meiner Reise durch Florenz, dem Vater zurück zu senden.

In Rom kehrte ich zu meinem gewohnten Leben zurück. Täglich verweilte ich zwei Stunden bei meiner Schwiegermutter, und oft besuchte ich sie noch des Abends, ihr einige kleine Stücke vorzulesen, die ich aus Paris erhielt. Ich besaß damals eine große Menge solcher Schauspiele, die auf den Kaiser gemacht waren. So schmerzhaft diese Erinnerung auch war, die Mutter wollte diese Stücke kennen. Sie muß den Rest ihres Lebens auf dem Bette zubringen; denn sie hatte einen Schenkel gebrochen und man

fürchtete, ihn wieder einzurichten. Mit bewunderungswürdigem Muthe erträgt sie die Leiden. Ihr Kopf ist gesund und stark; keine Begebenheit in der politischen Welt ist ihr gleichgültig *). Alle ihre Hoffnungen hatte sie auf den Sohn des Kaisers übertragen. An Undankbarkeit des französischen Volks, sagte sie, könne sie nicht glauben. — Die vorgelesenen Theaterstücke, so mittelmäßig sie auch waren, machten ihr Vergnügen: sie sähe darin wenigstens ein Andenken, und es sey ihr ein Genuß, zu erfah-

*) Die Mutter des Kaisers ist vor Allem merkwürdig durch Würde und Festigkeit des Charakters, und durch den mütterlichen Stolz, den das Unglück ihres Sohnes noch vermehrt hat. Darum wird ihr auch allgemeine Anerkennung und Ehrfurcht zu Theil. In der ersten Zeit ihrer Zurückgezogenheit in Rom, nach den Reaktionen, die auf die hundert Tage folgten, ließ der Cardinal Consalvi ihr sagen: daß der französische Hof, immer ängstlich, sie beschuldige, Millionen nach Corsika zu schicken, um das Land aufzuwiegeln. — Antwortet dem Cardinal, erwiederte die Mutter des Kaisers, er könne den Bourbons die Versicherung geben, daß wenn ich die Millionen, die man bei mir voraussetzt, besäße, ich sie längst angewendet haben würde, nicht um Corsika aufzuwiegeln, sondern um Flotten auszurüsten, zur Befreiung meines Sohnes.

ren, daß solches in Frankreich noch nicht erlo-
schen sey.

Gern hörte ich zu, wenn sie von der Kind-
heit des Kaisers sprach; ihr Wesen wurde dann
wie neubeseelt, und mit dem Gedächtniß kehrte
die ganze Lebendigkeit der Jugend zurück. —
Mit den Greisen muß man von der Vergangen-
heit sich unterhalten; die Zukunft hat wenig
Werth für sie. — Meine Sorgfalt schien sie zu
zerstreuen und zu trösten, und ich fühlte mich
glücklich, ihr jede Aufmerksamkeit zu beweisen.
Um freier zu seyn, hatte ich in der Woche nur
einen Tag bestimmt, wo ich die Personen em-
pfing, die mich zu sehen wünschten; die übrige
Zeit war ganz meiner Schwiegermutter gewidmet.

Es befanden sich damals in Rom viele
meiner alten Bekannten, die aus dem Hofe des
Kaisers in jenen Carls X. übergetreten waren,
und gegenwärtig Frankreich verlassen hatten,
weil die Ereignisse des Julius sie entrüsteten.
Eine dieser Personen sagte mir eines Tages
ganz ernsthaft: „Die Kaiserin Josephine ist die
„unschuldige Ursache unsers ganzen Unglücks.
„Auf ihre Fürbitte wurde Hrn. von Polignac
„das Leben geschenkt; wäre er zur Zeit des

„Kaiserreiches gestorben, so hätten wir keine „Ordonnanzen erlebt."

Diese Klaglieder rührten mich nicht; ich mußte sie belächeln. Wohl konnte ich mich irren, aber ich hatte keine der Meinungen getheilt, die während der Restauration von den verschiedenen Parteien gehegt wurden. Die Demüthigung, nach unsern Unfällen die Bourbons durch das Ausland zurückgeführt zu sehen, erschien mir als so große Beleidigung in den Augen der Nation, daß selbst die Ertheilung der Charte sie nicht beschönigen konnte. Im Gegentheil war zu bemerken, daß die Freiheit, die neuerdings in dem Augenblick, wo der alte Adel wieder auftrat, nicht zu verweigern war, und einer Seits die Männer beruhigte, welche in unsern Revolutionen eine Rolle gespielt, doch zugleich auf eine solche Art wirkte, daß sie unsere gebildete und plebejische Jugend über die verlornen Rechte mehr als man wünschen mochte, aufklärte. So wie diese Jugend heranwuchs, wurde sie mit den Hoffnungen bekannt, die ihr durch die Herrschaft eines mächtig gewordenen, Alles an sich reißenden Adels, geraubt wurden. Die Freiheit vertheidigen, hieß ihr also für die Zu-

kunft kämpfen; und ihr weihte sich die Jugend mit ganzer Seele.

Im Jahr 1814 schrieb die Prinzessin von Poix an Madame Campan: „Man glaube nicht, „als handle sich's hier nur von dem Siege ei- „ner Dynastie über eine andere; es gilt den „Triumph der Aristokratie; wir werden Alles „thun, unsere Rechte wieder zu erobern, und „dann sie nicht wieder zu verlieren *).“

Dies war der Grundgedanke des alten Adels. Konnten die Bourbons, welche dieselben Interessen zu den ihrigen gemacht, die Ausschweifungen

*) Seit der französischen Revolution streben in Europa zwei Parteien nach der Macht, und scheinen unversönlich. Dem Kaiser Napoleon allein war es gelungen, sie zu vereinigen, indem er jede zu Concessionen nöthigte. Diese beiden Parteien sind die Aristokratie, die ihre Vorrechte behaupten, und das Volk, welches frei seyn und kein Vorrecht anerkennen will. Die englische Aristokratie, noch zu mächtig um nachzugeben, erhielt bei Waterloo einen Sieg, dessen Resultat durch die Ereignisse im Juli wieder in Frage gestellt wurde. Die beiden Gewalten stehen sich also von Neuem gegenüber. Welche von ihnen wird Sieger seyn? Welch' ein Kampf! Wie viel Unglück ist zu fürchten! Und ein großer Mann fehlt!

ihrer Freunde meistern? Stand nicht Hr. von Chateaubriand, der mit so viel Auszeichnung und Hingebung sich ihrer Sache anschloß, fast allein, weil er die Freiheit wollte?

Vielleicht war ein Verein der Freiheit mit den Bourbons unmöglich. Zwischen ihnen und der Nation gab es unermeßlichen Grund der Aufreizung und des Mißtrauens; ohne Vertrauen aber gibt es keine freie Regierung *).

---

*) Der ältere Zweig der Bourbons fühlte einen Augenblick das Bedürfniß, sich auf einen Namen zu stützen, der dem Volke ein ihnen fehlendes Vertrauen einflößen könne. Bei der Anwesenheit des Großfürsten Constantin in Paris, befand dieser sich eines Tages auf der Jagd, wo der Herzog von Berry mit ihm über die Lage seiner Familie sprach, so wie über die endlosen Schwierigkeiten, die man ihnen entgegensetzte, und über die wenigen Männer, denen sie sich anvertrauen durften. Ludwig XVIII., sagte der Herzog, habe die Idee, dem Prinzen Eugen den Titel eines Connetable von Frankreich zu geben, und ihn an die Spitze der Regierung zu stellen. Der Herzog gab sich viel Mühe, die Meinung des Kaisers Alexander über diese Angelegenheit zu erfahren, und ob der Charakter des Prinzen Eugen Vertrauen einflößen würde. Bei der Rückkehr von einem Congreß, ich weiß nicht von Verona oder Achen, theilte Kaiser Alexander meinem Bruder diese Unterredung mit.

Es war unerläßlich, daß ein neuer König um jeden Preis das Vertrauen gewönne; er mußte den Souverain nur zeigen, um die Ehre und Freiheit Frankreichs, die ohne Rückhalt in seine Hände gelegt wurden, zu vertheidigen.

Es ist übrigens leicht, die Zuneigung des Volkes zu gewinnen. Sieht es bei seiner Kindes-Einfalt, daß man sich mit ihm beschäftigt, so läßt es gewähren. Hat es aber Ursache, an Ungerechtigkeit oder an Verrath zu glauben, so empört es sich; doch ist es selbst nach dem Siege großmüthig. — Alles ist von einer Bevölkerung zu erwarten, die sich so bewunderungswürdig beträgt, wie die Pariser in den drei Tagen. Ich konnte mit Stolz sagen: „Das ist mein Vater-„land! So sind meine Landsleute!"

„Was würden Sie thun, Eugen, fragte er, wenn „die Bourbons diesen Gedanken ausführten?" — „Sire, meine erste Maßregel würde seyn, Ihre „Meinung darüber zu erfragen." — „Wahrlich, „antwortete der Kaiser, ich würde in Verlegenheit „seyn, wenn ich Ihnen darüber einen Rath „geben sollte." Diese Antwort verräth, daß einer der Souveraine, welche die Bourbons wieder auf den Thron von Frankreich gesetzt hatten, es damals selbst nicht für möglich hielt, daß sie sich darauf würden erhalten können. Und er hatte recht!

Fast unbetheiligte Zuschauerin aller Begebenheiten, beurtheilte ich sie übrigens ohne Parteilichkeit; es freute mich sogar in dem großen Drama, das vor mir aufgeführt wurde, nicht mitspielen zu müssen. Warum bewahrte mir dennoch das Schicksal dabei eine so unglückliche Rolle?

Der Papst (Pius VIII.) erkrankte und starb. Er war geliebt und geachtet. Hätte er länger gelebt, so wäre wahrscheinlich die Ruhe nicht getrübt worden. Das Interregnum aber schien, in diesem Augenblick, der Jugend günstig, welche voll Eifer war, das Joch einer Herrschaft, die ihrer Thätigkeit keine Aussicht gab, abzuwerfen; denn außer der Bahn der Kirche, war in Rom jede andere verschlossen.

Man sprach von nahen Bewegungen laut genug, um Besorgnisse zu erregen. Doch sah ich darin noch nichts, was mich ernstlich über meinen Sohn beunruhigen konnte. Von dieser Seite war ich ziemlich sicher, als ich erfuhr, der Cardinal Fesch, welcher zu krank war, um sich im Conclave einschließen zu können, habe vom Gouverneur der Stadt Rom einen Besuch erhalten, wobei der Gouverneur dem Cardinal gesagt, die Regierung wünsche, daß mein Sohn

sich auf einige Zeit von Rom entferne. Cardinal Fesch glaubte darin nur eine, auf seine Familie gemünzte Belästigung zu sehen. Er ereiferte sich und verlangte, die Gründe zu kennen. Man konnte keine geben, ausser etwa, daß ein junger Mann, der den Namen Bonaparte führt, und sein Pferd mit einer dreifarbigen Schabrake schmückt, zu sehr die Aufmerksamkeit auf sich ziehe, und der Regierung in einem Augenblick der Unordnung gefährlich werden könnte. Dieser Rath, denn weiter war er nichts, mißfiel dem Cardinal; er erklärte, daß sein Neffe, der sich keines Vorwurfs schuldig gemacht, Rom nicht verlassen würde.

Am andern Tage durch den König Jerome von diesem Besuch unterrichtet, begab ich mich zu dem Cardinal. Er war über das Betragen des Gouverneurs noch sehr entrüstet. Ich legte ihm den Wunsch vor, daß mein Sohn sich entfernen möchte, indem er Verdacht erwecke, und überdem sein Vater ihn bei sich zu haben wünschte. Der Cardinal bat mich, dies nicht zu thun, und fügte hinzu: „Man würde dadurch nur dem „bösen Willen Vorschub leisten; übrigens geht „Sie dies nichts an, weil man Sie nicht be„sucht hat.“

Ich verließ ihn, von tausend Unruhen geplagt. Irgend ein Complot wurde in Rom geschmiedet; soviel war offenbar. Wie sollte ich meinen Sohn dagegen wahren? Die europäische Gesellschaft stößt diesen jungen Menschen wie einen Paria aus — wegen der Macht seines noch immer gefürchteten Namens. Was wird er thun, gedrängt von Lockungen und Gefahren, die ihn umringen? Das Gouvernement fürchtet ihn, also denken Andere an ihn!

Von diesen Betrachtungen beunruhigt, führte mich der Weg in die Gegend des Pantheon. Ich ließ den Wagen dort halten. Fräulein Masüyer, eine junge Dame, seit Kurzem in meinem Hause, kannte den Tempel noch nicht; ich wollte ihn ihr zeigen. Immer gern sehe ich dies schöne Denkmal wieder, das seit Jahrhunderten sich gleich geblieben, obgleich man eine Kirche daraus gemacht. Nachdem ich schweigend das Innere betrachtet, blieb ich vor der Statue der heiligen Jungfrau stehen. Alle die ex voto, die sie umgaben, sind in meinen Augen Zeichen eines tiefen Gefühls. Der Schmerz, die Furcht oder die Dankbarkeit haben diese Opfer ersonnen. Sie erinnern an unser Elend und an unsere Tröstungen. Ich warf mich auf die Knie

vor dieser Statue und vor diesen Bildern. Ich habe nur ein Gebet, und Noth thut mir, daß es erhört werde; — mehr zu bitten, würde ich fürchten: „Schenke, o Gott, meinen Kindern „Gesundheit, und laß mich vor ihnen sterben!" — Kaum hatte ich diesen mütterlichen Wunsch ausgesprochen, als eine Frau, die neben mir betete, sich mir nahte, und mit klagender Stimme mir zurief: „Ach, Madame, retten Sie meinen „armen Sohn!" Ich erhob mich mit einer unaussprechlichen, innern Bewegung. Wie! sie hat, wie ich, dieselbe Bitte, und ich könnte ihr nützlich seyn? — Ich wollte mehr von ihr wissen, und erfuhr, ihr 18 Jahr alter Sohn läge tödtlich krank am Fieber. „Es fehlt mir an Mitteln, „ihn zu pflegen," sprach sie; ach retten Sie „mein armes Kind!" Diese oft wiederholten Worte machten mich zu ihrer Vorsehung; es war, in meinen Augen, kein gemeines Almosen, das ich geben sollte; bei mir sollte es stehen, den geforderten Sohn zu retten, als ob ich wirklich die Macht dazu gehabt hätte. Ich gab ihr die, wie es schien, dringend nöthige Unterstützung, und befahl ihre Adresse aufzuschreiben.

II.

Als ich nach Hause kam, ließ ich meinen Sohn rufen. Wir sprachen über den Anlaß meiner Besorgnisse, als man ihm einen päpstlichen Obristen ansagte. Fünfzig Mann hatten den Pallast umstellt, und den Befehl erhalten, meinen Sohn sogleich über die Gränze zu bringen. Dies Verfahren war im höchsten Grade unhöflich; aber nichts hätte mich mehr beruhigen können. Ihn weit von den Gefahren zu wissen, war mir erwünscht; der Mangel an Förmlichkeit, den man sich erlaubte, konnte mich nicht erniedrigen; ich fühlte mich erhaben über solches Vergessen des Anstandes. Vielmehr entschuldigte ich die vom Schrecken ergriffenen Greise, die von der, einem ruhmvollen Unglück, wie das unsere, schuldigen Achtung nichts wußten. Der Abreise meines Sohnes widersetzte ich mich kei-

neswegs; ich wünschte nur bald zu erfahren, daß er bei seinem Vater angekommen sey.

Als ich ihn beim Abschied umarmte, verlangte er, mit mir allein zu sprechen. Er gestand mir, daß ein Mann, mit dem er einigemal sich im Fechten geübt, von der Polizei verfolgt, sich diesen Morgen seiner Güte empfohlen habe. Er hatte ihn in einen Saal neben seinen Wohnzimmern verborgen. Ich versprach, mich der Sache anzunehmen, und mein Sohn reiste ab.

Der König Jerome besuchte mich in einer leicht begreiflichen Aufreizung. Der gleiche Befehl war gegen seinen Sohn erlassen, — gegen einen unmündigen Jüngling von 14 Jahren, der noch nie aus den Augen seines Hofmeisters gekommen war. Hätte sein Vater sich nicht gerade bei ihm befunden, so würde man ihn aufgehoben, und Gott weiß wohin geschickt haben.

Der russische Botschafter nahm sich der Sache an *). Cardinal Albani, leichtsinnig wie ein

*) Von allen regierenden Häuptern Europa's fühlte der Kaiser von Rußland allein sich stark genug,

junger Mensch, behauptete, es sey dies nur eine kleine Reise von acht Tagen, welche die Jugend unterhalten würde. Er sah sich indessen genöthigt, den Befehl gegen den Sohn des Prinzen von Montfort zurück zu nehmen.

Mein Sohn war abgereist. Meine ganze Familie tadelte mich, daß ich mich dem ungerechten Befehl, der meinem Sohne schaden könne, nicht widersezt hatte. Ich wollte indeß die Ueberzeugung nicht aufgeben, daß der Aufenthalt in Rom noch gefährlicher für ihn seyn würde. Das nöthigste war, ihn zu entfernen. Was die Meinung der Regierenden betrifft, so bin ich an ihre Ungerechtigkeiten gewohnt. Ihr Haß hat die Popularität des Namens vermehrt, den sie mit Recht oder Unrecht noch immer fürchten, den sie durch ihre Macht zu erniedrigen suchen. Was liegt also daran, schuldig oder unschuldig in ihren Augen zu seyn?

In dem ersten freien Augenblick eilte ich zu dem Flüchtigen, den ich zu beschützen versprochen hatte.

---

um nicht nöthig zu haben, uns jede Rücksicht zu versagen. Stets, wenn er konnte, hat er uns verpflichtet; stets hat er seine Cousine, die Gemalin des Königs Jerome, beschüzt.

Er gestand mir, daß er in früherer Zeit sich compromittirt hätte, lange gefangen gesessen, und so unglücklich sey, daß er, obgleich unschuldig, sich lieber eine Kugel durch den Kopf jagen, als wieder in die Hände der Regierung fallen möchte. Er war ein ehemaliger Offizier der italienischen Armee. Als er eines Abends nach seinem Hause gehen wollte, hatte er dort Gendarmen aufgestellt gesehen, sodann die Flucht ergriffen und meinem Sohne um eine Zuflucht gebeten.

Ich versprach, ihn solange zu bewahren, bis ich ihm die Mittel verschaffen könne, mit Sicherheit die päpstlichen Staaten zu verlassen. Das Schwierige dabei war, ihn verborgen zu halten. Glücklicherweise konnte ich mich auf meine Diener verlassen; sie sorgten für ihn, und brachten ihm Essen von meinem Tisch, ohne daß es bemerkt wurde.

Mit diesen Angelegenheiten beschäftigt, vergaß ich auch den jungen kranken Menschen nicht, dessen Rettung seine Mutter von mir gleichsam gefordert hatte. Ein gleiches Gebet und gleicher Wunsch machten ihn in meinen Augen interessant. Ich sendete ihm meinen Arzt, der

ihn sehr krank und im höchsten Elend fand. Wir kamen überein, daß aus meinem Hause ihm Alles Nöthige geliefert werden sollte; später würde man an weitere Hülfe denken... Jedes Unglück erregt Theilnahme; ich verband aber mit diesem eine, wenn man will, abergläubige, doch bei eigenem Mißgeschick natürliche Idee. „Diese arme Mutter, sagte ich mir, betete mit mir zu gleicher Zeit, und ihre Bitte war der meinen gleich. Sie wurde, wie ich hoffe, erhört. Ich bin so glücklich, dabei mitzuwirken; warum sollte mein Gebet nicht auch erhört werden?"

Ein eigener Umstand schien mir dabei auffallend: durch einen sonderbaren Zufall führte der junge Mensch dieselben Namen, wie meine beiden Söhne, er hieß Ludwig Napoleon. Sein Vater, ein alter Militär, hatte, ohne Zweifel zu irgend einer Erinnerung, ihm diese Namen gegeben; er lebte nicht mehr, und seine Wittwe befand sich im Elende.

Zu meiner großen Beruhigung wurde dieser Sohn gerettet. Ich wollte mich seiner annehmen, da er mir anzugehören schien. Die Mutter erzählte, sie habe in Neapel einen reichen Bruder, der kinderlos sey; sähe er ihren Sohn,

so würde er ihn gewiß gut aufnehmen. Ich durfte also nur für seine Reise sorgen. Sie schien glücklich; ich aber mußte noch zittern.

Unterdessen, ohne auf das Verfahren der französischen Regierung zu achten, bereiteten die Italiener sich zum Aufstande, und riefen: „Es lebe Ludwig Philipp, der Repräsentant der Unabhängigkeit der Völker!“ — Waren denn die spanischen Verbannten nicht Beweis genug, daß der neue König nicht gesonnen sey, die, seine eigene Familie bedrohenden Angriffe zu unterstützen? Doch wer viel hofft, sieht wenig richtig. Polen gab, in den Augen der Jugend, ein zu glänzendes Beispiel, um nicht anderwärts nachgeahmt zu werden; und jedermann schien zu glauben, Frankreich werde früh oder spät gezwungen seyn, den Aufschwung des Heldenmuths zu unterstützen, welchen die Revolution hervorgerufen hatte.

Eines Morgens besuchte mich die Gräfin **, und zeigte mir einen Brief ihres Bruders aus Bologna, worin er schrieb, daß sie Alle bereit wären, die Fahne der Unabhängigkeit zu erheben.

Diese Nachricht ergriff mich. Entfernt von meinen Kindern, mußte ich für sie zittern. Wer=

den Sie gemäßigt und verständig genug seyn, den vielen Lockungen zu widerstehen? In diesen Sorgen schrieb ich ihnen einen Brief, in Form von Bemerkungen über die Lage von Italien. Ich ließ das Schreiben für sie copiren, und behielt das Original für mich. Es lautet wie folgt:

Rom, 8. Januar 1832.

„. . . . . Die Italiener können in einem Augenblick des Aufschwungs ohne Zweifel ein drückendes Joch abwerfen; nur glaube ich nicht, daß sie die Mittel besitzen, allein und ausdauernd gegen die Machtaufgebote zu kämpfen, die gegen sie gerichtet sind. . . . . Sie haben früher die Wohlthat nicht verstanden, die der Kaiser ihnen erwies, indem er ihre Wiedergeburt zu Stande brachte. Die gebildete Classe versteht ihn jezt, und wünscht ihn zurück. Diese Classe aber kann wohl eine Bewegung leiten, sie beginnen und durchführen kann nur das Volk. In der Lombardei fühlt das Volk vielleicht sich gedemüthigt; allein, es ist nicht unglücklich. In Rom ist es stolz, doch grausam und abergläubig. Kämen, nach einem Ereigniß, die Fremden ins Land, so würde es seine Anführer ausliefern, um seine Priester wieder

zu haben. Im Sommer würde es, bei gewohnter Weichlichkeit, zu Allem ungeschickt seyn. — Die Oesterreicher stehen bereit, eine Bewegung in Italien zu unterdrücken; zu beiden Seiten des Po besitzen sie ansehnliche Streitkräfte. In Ferrara liegt eine starke Garnison. In Piemont, wo man wohl im Allgemeinen französisch gesinnt ist, und wo am ersten der Aufstand möglich, weil Schutz oder Zuflucht zu hoffen wäre, — ist gleichwohl die Meinung getheilt: die Armee, von jungen Edelleuten angeführt, will das legitime Königthum oder den Prinzen von Carignan. — Neapel sezt Hoffnungen auf seinen neuen Souverain, und diese Erwartung macht die Neapolitaner unfähig, gegenwärtig etwas zu unternehmen. — Im Vertrauen zu dem Princip der Nicht-Einmischung, bereitet sich die Romagna allein die Fahne des Aufstandes zu erheben. Kann man aber, bei gesundem Verstande, wohl glauben, daß ein so kleines Land gegen überlegene Kräfte werde kämpfen, und ihnen widerstehen können? Es wäre eitle Thorheit!

„Die jungen Männer, die man an die Spitze einer solchen Unternehmung stellen möchte, können nichts besseres thun, als auf jede mögliche

Weise die Gährung beschwichtigen. . . . .
. . . .
. . . . Kurzsichtige Menschen haben kein Urtheil und sehen nichts voraus. Ihren lockenden Reden soll man kein Gehör geben; sie haben nichts zu verlieren, nichts zu schonen, und sehen nur mit ihrer Einbildung. — Ein Mensch, der von der Rede des Ersten, Besten sich leiten läßt, und nicht nach eigener Prüfung urtheilt, wird sein ganzes Leben mittelmäßig seyn. — Es gibt bezaubernde Namen, die auf alle sich bereitenden Ereignisse großen Einfluß üben können; sie sollen in den Revolutionen nie anders erscheinen, als um Ordnung wiederherzustellen, indem sie den Völkern Sicherheit, und der willkürlichen Gewalt der Könige ein Gegengewicht geben. Mit Geduld zu erwarten, ist ihre Rolle. Befördern sie die Gährung, so erwartet sie das Schicksal der Abenteurer; man bedient sich ihrer, aber man verläßt sie; — bei der ersten Gelegenheit liefert man sie aus. . . . .
. . . .
. . . . Italien vermag nichts ohne Frankreich; es muß ebenfalls mit Geduld erwarten, bis Frankreich seine eigenen Angelegenheiten in Ordnung gebracht. Jede Unvor-

sichtigkeit wird der Sache beider Länder verderblich seyn. Denn eine Schilderhebung ohne Erfolg vernichtet auf lange Zeit die Kräfte, so wie die Menschen einer Partei; auf ihre Kosten erhebt sich sodann der Gegner. Wer unterliegt, wird verachtet. . . . .
. . . . "

Meine Söhne antworteten, sie hätten diese Bemerkungen mit größter Aufmerksamkeit gelesen und wären damit einverstanden. Von dieser Seite also war ich beruhigt. In Absicht auf die Empörungen in der Romagna, in Modena und Piazenza, konnte ich nur über das Unglück seufzen, das sie dem Lande bereiteten. Undenkbar war es mir, meine Söhne darin verwickelt zu sehen.

Ich wußte damals nicht, was ich später erfahren, daß Menotti sie in Florenz aufgesucht, und ihnen den Zustand Italiens, und daß es ihrer bedürfen möchte, vorgestellt habe.

Im Dienste des Herzogs von Modena hatte Menotti, mit dessen Wissen, ihn als Stütze der Unabhängigkeit in Vorschlag gebracht, mußte aber auf diesen Plan verzichten, da überall sich ein gegründetes Mißtrauen gegen einen österreichischen Prinzen zeigte, von dem die Freiheit nur Anfeindung zu erwarten habe. Menotti theilte diese Nachrichten meinen Söhnen mit, und führte an, daß Napoleons Name noch allmächtig sey; sie sollten also der Sache der Freiheit dienen; Italien rechne im entscheidenden Augenblicke auf ihre Mitwirkung.

Meine Söhne sagten diese zu; Menotti glaubte indeß, die Gelegenheit zu handeln sey noch entfernt. In den Ländern, die sich verbunden hatten, waren die Maßregeln nicht gleichmäßig genommen; nicht überall war man vorbereitet.

Ein Zufall gab dem Herzog von Modena Kunde von der Sache, und beschleunigte den Ausbruch der Verschwörung. Man griff zu den Waffen; der Herzog wurde besiegt, und verdankte sein Leben demselben Menotti, den er später hinrichten ließ, als er, mit österreichischen Truppen, in seine Staaten zurückkehrte.

Unbekannt mit diesen Ereignissen, lebte ich in Rom so ruhig, als man es seyn kann, wenn der Boden unter den Füßen zittert und unsere theuersten Interessen noch nicht gesichert sind.

Trotz dem Schrecken bei den Nachrichten vom Ausbruch und von den Fortschritten der Empörung, tanzte man täglich in Rom. Der Papst (Gregor XVI.) war ernannt, — ein guter, frommer, duldsamer Mann, aber unbekannt mit den Leidenschaften, welche die Welt aufregen, und mit denen er in Kampf gerathen sollte. Die Festlichkeiten bei seiner Einsetzung

fanden wie gewöhnlich statt; die Fremden verbanden sich dabei mit den Römern, um hierauf die Vergnügungen des Carnavals zu genießen.

Die unschuldigen und naiven Freuden des Volks haben mir stets eine mit Rührung vermischte Zufriedenheit eingeflößt. Das Volk hat alle Leiden, alle Entbehrungen des Lebens zu tragen; Andere genießen die Früchte seiner Arbeit. Auf ihm lasten die Abgaben, der Krieg, die Theurung. Der Ruhm ist für Andere, und von dem edlen, eigenen Muthe erndtet es oft nur Verachtung. — Seine Freude that mir immer wohl. — Die Römer sind angenehme Leute in ihren Volksfesten, wo sie als Grafen und Marquis verkleidet, deren Formen und Manieren annehmen, und sehr galant ihren Witz und ihre sanftmüthige Heiterkeit zeigen. Es hat mir jederzeit Vergnügen gemacht, den Corso entlang durch das lustige Gewühl zu fahren, das in den lezten glänzenden acht Tagen des römischen Carnavals auf dieser langen aufgepuzten Straße in gedrängten, unzähligen, bunten Gruppen sich fortwälzt.

Am lezten Sonnabend vor dem Anfang der Fasten, erwartete ich die Stunde, um in

den Wagen zu steigen, als ein junger Mann mich zu sprechen verlangte, weil er mir Wichtiges zu sagen habe. Sein Name war mir unbekannt, doch ließ ich ihn eintreten. „Madame, sagte er, ich halte es für meine Pflicht, „Sie zu veranlassen, den Corso heute nicht zu „besuchen. Wir sind bereit und entschlossen, „einen Aufstand zu versuchen. Jede Vorsicht „ist dabei beobachtet, so daß kein Unglück zu „befürchten ist. Indessen könnten Sie sich einen „Augenblick mitten in der Unordnung befinden. „Dieß wünsche ich zu vermeiden.“ — Ich verbarg ihm den Schrecken nicht, den eine solche Unternehmung mir einflößte, und stellte ihm die ganze Gefahr derselben vor. Er antwortete gerührt und entschlossen: „Schon der Versuch, „sich von der Sclaverei zu befreien, ist Pflicht; „glücklich wer sich ihr opfern kann.“ — Hierauf entfernte er sich.

Man hat später den wahren oder angeblichen Plan dieser Verschwörung erfahren. In der Stunde, wo alle Truppen in doppelter Linie in der großen Corso-Straße aufgestellt sind, und die Wagen, mit Frauen und Masken angefüllt, in langer Reihe einander folgen, soll-

ten die Verschwornen, denen für Jeden ein bestimmter Platz angewiesen war, und die ihr Erkennungszeichen hatten, bei dem Kanonenschuß, der das Fest verkündet, zu zwei über einen Soldaten herfallen, und ihn entwaffnen, während ein Dritter die Stränge der Pferde durchschneiden würde. Die ohnehin nicht zahlreiche Cavallerie hätte nicht vorrücken können, indem die stehenbleibenden Kutschen Barrikaden gebildet haben würden. Rom wäre den Siegern unterworfen gewesen, die auf solche Weise allein bewaffnet waren, und sich sogleich der Engelsburg bemächtigt hätten.

Meine Zimmer hatten die Aussicht auf den Corso. Die offenen, mit Teppichen geschmückten Fenster gaben ihnen ein festliches Ansehen, daher sie sehr gesucht waren. Auch erlaubte ich vielen fremden Personen, sich derselben zu bedienen. Ich selbst ging durch die Säle auf und ab, und war nicht wenig unruhig über die bevorstehenden Ereignisse, als ich erfuhr, daß das Fest untersagt worden sey.

Die Verordnungen des Papstes sprachen von verbrecherischen Unternehmungen. — Was sonst von dem Aufstande bekannt wurde, beun-

ruhigte die Fremden über ihre Lage. Die Regierung hatte einen Aufruf an die berüchtigten Vorstädte Transtevere und Dei Monti erlassen.

Man erzählt, die Bewohner dieser Vorstädte seyen ein Ueberrest ächt römischen Geblüts, und hätten sich nie mit andern Stämmen vermischt. Sie sind so tapfer als unwissend; ihr Mißtrauen gegen die Fremden reizt sie leicht bis zur Wildheit auf. Man erinnerte sich an die Ermordung des General Düphot; und ohne zu wissen, von welcher Seite die Gefahr kommen könnte, bewaffnete sich jeder Franzose für den Fall, daß er angegriffen würde. Mehrere besuchten mich. Da sie mich so isolirt sahen, boten sie mir ihre Hülfe an. Fast alle diese Herren waren dem Könige Carl X. ergeben. Hr. von Bressieux, ein ausgezeichneter Offizier der königlichen Garde, ehedem Page des Kaisers, und der Sohn einer Ehrendame meiner Schwiegermutter, zeigte mir die theilnehmendste Aufmerksamkeit. Ich war jedoch keineswegs für mich besorgt; im Gegentheil fühlte ich mich ganz leicht, da ich für meine Kinder nicht zu zittern hatte. Doch nahm ich das Erbieten des Hrn. Bressieux an, um im Fall eines Ereignisses nicht allein zu seyn; ich lud ihn ein, mit

einem seiner Freunde bis zu seiner Abreise täglich bei mir zu speisen. Sie kamen das erste Mal gerade an dem Tage, wo am Morgen die Empörung hatte ausbrechen sollen.

Wie es Franzosen eigen ist, sprachen wir bei der Tafel ganz vergnügt von den bedenklichsten Dingen, von dem Schrecken über die Revolution, von der Plünderung, die Jeder zu fürchten schien, und von den Mitteln, sich zu Hause zu verschanzen. Plötzlich hörten wir ein Feuern aus kleinem Gewehr. Prinz Ruspoli, der Eigenthümer des Pallastes, den ich bewohnte, trat eiligst bei mir ein. Er war mit Recht erschrocken und kam, wie er sagte, mich zu trösten.

Hr. von Bressieux zeigte die Ruhe eines Mannes, der an Ereignisse gewöhnt ist; er fing damit an, daß er das große Thor des Pallastes schließen lassen wollte. Dies war aber unmöglich. Die Etikette in Rom fordert, daß das Hausthor stets offen bleibe; nur beim Tode eines römischen Fürsten ist es erlaubt, es zu schließen. Seit dem lezten Todesfall hatte man versäumt, die Schlösser einzurichten.

Unterdessen zogen die Truppen durch die Gassen. Noch hörte man von Zeit zu Zeit einzelne Flintenschüsse, doch bald wurde die Ruhe wieder hergestellt.

Mein Saal füllte sich im Augenblick mit allen Franzosen und Französinnen meiner Bekanntschaft. Alles flüchtete zu mir. Es schien den Andern wie mir selbst, daß ich von Schlägen, die nicht von den Königen herkamen, nichts zu fürchten hätte. Die Jahre 1814 und 1815 hatten mir bewiesen, daß ich nur diese zu scheuen habe.

Am andern Tage erfuhr ich Folgendes über das Flintenfeuer, das wir gehört hatten. Die jungen Leute, welche Morgens durch das Verbot des Festes in die Unmöglichkeit zu handeln versezt waren, wollten ihre Entwürfe gleichwohl Abends vollziehen. Die päpstlichen Truppen lagerten in voller Rüstung auf dem Platze; man glaubte zwar, es möchte ein Theil derselben unentschlossen seyn, welcher Soldat aber läßt sich seine Waffen gerade zu rauben?

Als es Nacht wurde drangen die jungen Leute auf dem Platz Colonna gegen das Infanterieregiment vor, um es unversehens zu entwaff-

nen. Von Seite der Angreifer fiel ein einziger Pistolenschuß, was mit Pelotonfeuer beantwortet wurde. Viele wurden verwundet und getödtet. Seltsam, daß man keinen Leichnam auf dem Platze fand; nur Blutspuren nach verschiedenen Richtungen verkündeten die Opfer. Die Besiegten zeigten Menschlichkeit und Besonnenheit, wie man sie sonst wohl bei den Siegern findet.

Es ist mein Schicksal, in alle Ereignisse wider Willen verwickelt zu werden, während ich mich so betrage, daß ich ihnen fremd bleiben sollte. Wer aber kann widerstehen, wenn das Unglück unsere Hülfe in Anspruch nimmt?

Ein Corse, ehedem Militär, der meine Kammerfrau kannte, besuchte sie. Sein Sohn war schwer verwundet. Er hatte die Kraft gehabt, ihn in seine Wohnung zu tragen. Die Nachsuchungen aber werden beginnen, und ohne Zweifel erwartet ihn das Gefängniß. Sein Sohn aber wird die Schrecken des Kerkers nicht ertragen; verwundet, wie er ist, wird er sterben. Er läuft überall umher, eine Zuflucht zu suchen; überall wird sie ihm versagt. Nur ich, sagte er, könne ihn retten. Er wirft sich mir zu

Füßen, und gleich jener armen Mutter ruft er: „Retten Sie meinen Sohn!“

Bei einem Unglück dieser Art, konnte ich Hülfe nicht versagen, ich versprach für den Sohn zu sorgen, so groß die Schwierigkeit auch dabei seyn mochte.

Da ich meinen andern Gefangenen noch im Hause hatte, der keine Gelegenheit gefunden, die päpstlichen Staaten zu verlassen, so fiel mir ein, ihm die Pflege des Verwundeten anzuvertrauen; es war vorauszusetzen, daß er einen Freund in ihm erkennen würde. Das Schwierigste dabei war, ihn, ohne Verdacht zu erwecken, in das Palais zu bringen. Ich selbst ordnete Alles bis auf die kleinsten Nebensachen: denn was Andere mir vorschlugen, war gefährlich. Mein Wagen, der Kutscher ohne Livree, fährt in der Nacht ab; man sezt den Verwundeten hinein. Einer meiner Kammerdiener litt gerade am Hüftweh; man sagt dem Portier, daß dieser Kammerdiener im Wagen sitze, und von einer kleinen Spazierfahrt zurückkehre. Zu ihm trägt man den jungen Menschen; und spät in der Nacht, da Alles im Palais schläft, bringen zwei meiner Lakaien ihn in das Zimmer des

ersten Unglücklichen. Natürlich mußte ein Wundarzt ins Vertrauen gezogen werden. Dieser findet fünf Wunden, wovon zwei ein gefährliches Ansehen haben. Als der Wundarzt mir davon Nachricht gab, dachte ich jezt erst, daß der junge Mensch in meinem Hause sterben könnte. Wie hätte ich ihn fortschaffen können? Doch bald verbannte ich diesen traurigen Gedanken. Ich war glücklich bei der armen Mutter; warum sollte ich es nicht auch bei dem armen Vater seyn? *).

*) Als ich diese Einzelheiten aufzeichnete, war es keineswegs meine Absicht, sie öffentlich bekannt zu machen; nachdem meine Freunde mich dazu beredet, durfte ich nichts daran ändern, obgleich es mir Nachtheil bringen möchte, wenn, vor den Augen der Machthaber des Tages, ich mich stets bereit zeige, ihre Feinde zu retten. Sie werden sich indeß erinnern, daß zur Zeit, als sie besiegt und unglücklich waren, sie bei mir Theilnahme und Trost fanden. In einem unserer Kriege war die Frau eines fremden Botschafters mit ihren Kindern in Paris geblieben; alle Welt wendete sich von ihnen ab, denn Jeder fürchtet, sich zu compromittiren. Bei mir allein suchten sie Zuflucht und eine Stütze, und waren sicher, stets eine gute Aufnahme zu finden.

Als unsere Eroberungen die Besiegten den Verlust ihres Vermögens fürchten ließen, da war ich es

Die Ereignisse dieser Tage und die ernsteren in der Romagna, wo die Revolution Fortschritte machte, verursachten große Bestürzung in Rom.

Die Cardinäle verloren den Muth. Sollten sie, ohne Mittel des Widerstandes, den Insurgenten Zugeständnisse machen? Sie hörten Jedermanns Rath, erbaten sich denselben von aller Welt, aber entschieden nichts.

Ein junger belgischer Gelehrter, Hr. Verhulst *), befand sich seiner Gesundheit wegen in Rom; er kam oft den Abend zu mir, und wir hatten häufige Discussionen. Eines Morgens verlangt er mich zu sprechen, und bringt mir den Entwurf zu einer Constitution für die päpstlichen Staaten; er will diesen meiner Be-

---

wieder, wo sie ihre Brillanten, die sie allein zu retten hofften, in Sicherheit brachten.

Kurz, ohne an Rang und Stellung zu erinnern, das Schicksal gab mir oft die schöne Gelegenheit, dem Unglücklichen zu helfen. Ich bin zu stolz, um mich dabei nicht dem Mitgefühl zu überlassen, und meine Pflicht zu erfüllen, so oft das Unglück sich an mich wendet.

*) Verfasser einer Schrift über die Optik.

urtheilung unterwerfen, ehe er ihn dem Cardinal-Vicar übergibt, um ihn dem Papste vorzulegen. Ich konnte mich nicht enthalten, über das Sonderbare meiner Lage zu lachen. Ich sollte eine Constitution prüfen, und eine Constitution für den Papst? Das sah aus — gerade wie ein Spaß.

Mein junger Belgier aber lachte nicht. „Ich befand mich gestern den ganzen Abend, „sagte er, in Gesellschaft mit mehreren Cardi-„nälen. Ihr Schrecken ist groß. Ich sprach „von dem einzigen Mittel, die Kirche und den „Staat zu retten. Sie fanden meine Bemer-„kungen gegründet; einer von ihnen will sie „heute dem Papste vorlegen. Hier ist die Ver-„fassung, deren Grundlinien ich entworfen habe.“ — „Ach! erwiederte ich, wäre der Papst der „Mann, dem Bedürfniß der Zeit entsprechende „Concessionen zu machen, so würde er morgen „Herr von Italien seyn. Ja, er würde viel-„leicht Europa Gesetze diktiren, und der Reli-„gion, durch Verbindung mit der Freiheit, den „ehemaligen Glanz wieder geben. — Doch, im „Ernst, glauben Sie, daß diese alten Herren „ein Wort von Ihren Lehren verstehen? Jede „Veränderung, die Sie vorschlagen, wird ihnen

„als Kirchenraub und Entheiligung erscheinen.
„Lesen wir indeß Ihren Entwurf, nur sage ich
„Ihnen voraus, es ist verlorne Mühe.“

Gleichwohl prüften wir vereint, Punkt für Punkt, seine neuen Institutionen, welche allen Römern Aemter gaben. Bis zu einem gewissen Grade konnte der Adel und die Geistlichkeit damit zufrieden seyn. Auf meinen Vorschlag wurden einige Bestimmungen geändert, an welchen das heilige Collegium Anstoß nehmen möchte, weil sie geistliche Angelegenheiten berührten. Hr. Verhulst billigte meine Bemerkungen, und verließ mich, mit sichtbarer Entzückung über sein Werk.

Die Jugend, vom Bedürfniß, nützlich zu seyn, ergriffen, urtheilt nach dem eigenen edlen Eifer, und zweifelt nie am Erfolg. Auch ich überließ mich früher solchen Täuschungen, ehe Erfahrung mich entzauberte. Nachdem ich aber gesehen, wie oft das größte Genie, selbst von ausgezeichneten Männern, mißverstanden wurde, wie hätte ich glauben können, daß die guten geistlichen Herren, ohne Ahnung der Ideen, welche die Welt umzuwälzen bereit sind, und gewöhnt an ihre, von einem Gott ihnen gege-

benen Allmacht, sich entschließen würden, an dieser bequemen Gewohnheit etwas zu ändern? Man hätte neue Menschen aus ihnen machen müssen. — Ich täuschte mich nicht. Am andern Tage war Abendgesellschaft bei dem Könige Jerome, der mir sagte: „Ich erfahre so eben, „daß der junge Belgier, der Sie besucht, der „päpstlichen Regierung Furcht erregt; man hält „ihn für einen Revolutionär, dem nicht zu „trauen sey. Man spricht selbst davon, ihn „aus Rom zu weisen.“ — Solchen Lohn empfing er für seinen guten Rath. —

Zu dieser Zeit war viel davon die Rede, den ältesten Sohn meines Bruders zum König von Belgien zu ernennen. — Sobald das Volk Herr wird, sucht es, als Bürgschaft seiner Unabhängigkeit, die neuen Illustrationen auf, denen es seinen Ruhm verdankt, und die ihrer Seits Alles durch das Volk sind. Dies stimmte aber nicht zu der Politik der französischen Regierung. Ueberdem erzeugten die persönlichen Eigenschaften des Prinzen Leopold bei der Familie Orleans den Wunsch, in ihm den Gemahl der Prinzeß Louise zu sehen. Darum bemühte man sich, Belgien für ihn zu erhalten. Was meinen Neffen, den Herzog von Leuchtenberg

betrifft, so konnte diese Krone nur dann Reiz für ihn haben, wenn Frankreich sich offen und redlich mit seinen Interessen verbände, was nicht wahrscheinlich war.

Der Papst, nahe daran, seine Staaten zu verlieren, warf sich in die Arme Oesterreichs. Aengstlich erwartete Italien, welche Maßregel Frankreich ergreifen würde. Hätte die Regierung, nach der Juli-Revolution laut verkündet, daß sie keine andere Umwälzung unterstützen würde, so hätten die Völker ihr keine Vorwürfe machen können, wenn sie nach versuchtem Aufstande verlassen wurden. In der Kammer aber wurde laut die Unverletzlichkeit des Princips der Nicht-Einmischung verkündet. Alle Welt wurde dadurch getäuscht. Es ist ganz einfach, daß einer gereizten, unglücklichen, kühnen Jugend es nicht besser erging.

Die Zeitungen und die verschiedenen Berichte hatten die Ereignisse in Rom sehr vergrößert. Meine Kinder waren in Sorgen, mich allein und in einiger Gefahr zu wissen. Obgleich in meinen Briefen ich sie zu beruhigen suchte, baten sie mich dringend, Rom zu verlassen; am folgenden Tage, schrieben sie, würden sie mir ent-

gegen reisen. Dieses Schreiben schien mir ein Unglück anzukündigen, und erschütterte meine Fassung. Der Aufstand kam näher; wie leicht könnten meine Söhne sich mitten in demselben finden, und Theil daran nehmen! In einem so ungleichen Kampfe sah ich sie verloren; denn das Ergebniß konnte mir nicht zweifelhaft seyn. Von Furcht und Unruhe beherrscht, entschloß ich mich, auf der Stelle abzureisen. Um beruhigt zu seyn, mußte ich mich bei ihnen befinden.

Hr. von Bressieux begleitete mich. Den Verwundeten, der sich besser befand, überließ ich der Pflege treuer Diener; den andern Unglücklichen ließ ich auf den Bock meiner Kutsche setzen. Damit er an den Thoren von Rom nicht erkannt würde, reiste ich absichtlich vor Tagesanbruch ab. Gleichwohl sah ihn ein Mensch, der ihm ein Zeichen gab und das Geheimniß bewahrte; es war einer seiner Freunde. Auf der ersten Post begegnete uns eine Abtheilung Soldaten, die nach Civita Castellana gingen, um es zu vertheidigen. Der Anführer war gerade der ehemalige Kerkermeister des armen Offiziers, der natürlich in Angst gerieth, von ihm erkannt zu werden. Endlich hatten wir die

Grenze überschritten. Der Ausdruck seiner Freude, seiner Erkenntlichkeit offenbarte, was er gelitten hatte, und welche Foltern ihn erwarteten.

Ich selbst war ausser mir; in jedem Wagen, den ich von Weitem sehe, glaubte ich meine Kinder zu sehen; bald gerieth ich in eine Art von Verzweiflung, bald überredete ich mich, daß meine Furcht eitel sey. Nach Empfang ihres Briefes schrieb ich ihnen, sie sollten bleiben, wo sie wären, indem ich käme; ich bat zugleich, mir nicht entgegen zu gehen. Also denke ich, sie werden meinen Wunsch erfüllen, und ich hätte Unrecht, mich so zu beunruhigen. So oft ich mir dieß aber wiederhole, so vergrößert sich doch mit jedem Schritte meine Angst, und ich kann sie meinen Begleitern nicht verbergen.

Hr. von Bressieux, der Carl X. auf seiner Flucht begleitet hatte, und durch einen seltsamen Zufall einem andern Unglück als Schutzwache diente, wendete alles an, mich zu beruhigen. Ich war ihm um so größern Dank dafür schuldig, daß er Rom verließ, um mir nützlich zu seyn, als eine junge Wittwe, die er liebte, eben zu jener Zeit dort ankam. Als er ihr seine nahe Abreise ankündigte, hatte sie die Empfindung

ihres Herzens nicht verbergen können; und er verließ sie in dem Augenblick, als er sich von ihrer Gegenliebe überzeugt hatte. — Um mich zu zerstreuen, erzählte er mir von seiner Liebe und von seiner Flucht im Gefolge Carls X.

Ich hörte ihn an mit Theilnahme, und sprach ihm dringend zu, sogleich nach Rom zurückzukehren, um seine Heirath nicht länger aufzuschieben. Zugleich bedauerte ich, die Ursache der Verspätung seines Glücks zu seyn. „Nicht so!“ antwortete er, „ohne diese Reise „hätte ich lange nicht gewußt, daß sie mich „liebt; Sie haben mir also Glück gebracht.“

III.

Die Nacht rückte heran. Noch beim Thor von Florenz hoffte ich, meine Kinder, wie gewöhnlich, zu Pferde mir entgegen kommen zu sehen; doch vergebens. An den Gasthof angelangt, kann ich kaum aus dem Wagen steigen; die Füße zittern unter mir. Ich frage, wo sie sind; man weiß keine Antwort; man glaubt sie bei ihrem Vater. Noch habe ich nicht alle Hoffnung verloren.

Hr. von Bressieux eilt zu meinem Mann. Dieser Augenblick der Ungewißheit ist furchtbar. Er kommt endlich zurück und bringt mir die entsetzlichste Nachricht: sie seyen abgereist.

Vergebens würde ich versuchen, alles Unglück, alle Schmerzen, die ich voraussah, zu beschreiben. Ich erlag unter der Last meiner Vorstellungen.

Ein Bedienter, den mein jüngerer Sohn zurückgelassen, bringt mir von ihm folgenden Brief: „Ihr eigenes Gefühl wird uns ver„stehen: wir haben uns verpflichtet; wir konn„ten uns nicht entziehen. Der Name, den wir „tragen, gebietet, den unglücklichen Völkern, „die uns rufen, zu helfen. Sprechen Sie so, „daß meine Schwägerin glaube, ich hätte ihren „Mann hineingezogen. Er macht sich Vorwürfe, „ihr eine Handlung seines Lebens verborgen zu „haben.“

Dieser Brief brach mir das Herz, und machte der Ungewißheit ein Ende. „Wohlan!“ rief ich mit einem Schrei, „es ist keine Zeit „zur Verzweiflung; Muth ist, was jezt Noth „thut.“ Ich sammelte den meinigen. — So sind sie denn allen Gefahren, allen Unglücksfällen ausgesezt! — Kann man sie dieser Lage nicht entreissen, so sollen wir doch versuchen, sie zu leiten, und sie, wenn es seyn kann, durch unsern Einfluß zu retten.

Ich verwendete die Nacht, ihnen zu schreiben. Ich beschwor sie, zurück zu kommen, wenn sie nicht bereits Theil an einer Sache genommen, die ihnen nur verderblich seyn könne. Sie sollten sich mit Ehren zurückziehen, wenn es noch möglich wäre. — Hr. v. Bressieux übernahm es, die Briefe und alle meine Rathschläge ihnen zukommen zu lassen. Er führte auch den Offizier mit fort, der mit meinen Kindern sich zu vereinigen ging, und dem ich weinend sie empfohlen hatte.

Am andern Morgen besucht mich mein Mann, vom Schrecken ergriffen. Gewöhnt an die Sanftmuth seiner beiden Söhne, an ihren unbedingten Gehorsam, begriff er nicht, daß Jemand sie, ohne seine Erlaubniß, nur zu dem kleinsten Schritte hätte verleiten können.

Er sendet ihnen einen Courier nach dem andern, Befehl auf Befehl, sogleich zurück zu kommen. Ein Professor, Freund meines Mannes, reist gleichfalls ab. Seine Rückkehr lehrt uns, daß sie Partei ergriffen. Sie organisirten die Vertheidigung von Foligno bis Civita Castellana; die ganze Jugend der Städte und Dörfer gehorchte ihnen; kaum bewaffnet, wollten

sie doch die wenigen Hülfsmittel des Landes benutzen, und bereiteten sich vor, Civita Castellana zu nehmen, um dort die seit acht Jahren in den Kerkern schmachtenden Staatsgefangenen zu befreien. Sodann würde es bis Rom kein Hinderniß geben.

Diese Nachrichten bestätigten alle meine Besorgnisse. Es blieb mir keine Hoffnung, meine Kinder vor der Catastrophe, die ich nur zu deutlich voraussah, wieder zu sehen. Alle meine Gedanken beschränkten sich darauf, Mittel, sie dann zu retten, zu ersinnen.

Mein Mann war in Verzweiflung, gleich als ahnete er das Unglück. Er ließ mir keinen Augenblick Ruhe, und verlangte schlechthin von mir, seine Kinder aufzusuchen und zurückzuführen. „Dies liegt ausser meiner Macht," erwiederte ich. „Sollen sie zurückkommen, so kann „es nur mit ihrem freien Willen geschehen. „Haben sie eine Partei ergriffen, so kann ich „sie nicht entbinden, und man wird nicht ermangeln zu sagen, ich sey ihnen mit Millionen „zu Hülfe gekommen. Wer aber wird, im „furchtbaren Augenblick, den ich voraussehe,

„ihnen nützlich seyn können, wenn ich mich mit „ihnen compromittirt habe?“

Es gelang mir nicht, ihn zu überzeugen; sein Kummer war so groß, daß er sogar zu dem österreichischen Minister ging, das Unmögliche zu verlangen: man möchte bei den Vorposten seine Kinder zurückfordern.

Gezwungen, ihm in etwas nachzugeben, um ihn zu besänftigen, entschloß ich mich an die toskanische Grenze zu gehen, um von dort, nach seinem Wunsch, an meine Söhne zu schreiben, und sie aufzufordern, zu mir zu kommen. Ich erwartete nichts von dieser Maßregel; — was ich that, geschah nur, ihn zufrieden zu stellen. Gleich nachdem ich Pässe verlangt hatte, besuchte mich der Prinz Corsini, Bruder des toskanischen Ministers. Ich bemerkte die Besorgniß, die mein Vorsatz verursachte; daher ich unverholen erklärte, nur dem Verlangen meines Mannes nachzugeben. Der Prinz ging in dessen Ideen ein, und rieth mir, mit der einfältigsten Miene, zu dem einzigen Mittel meine Söhne wieder zu erhalten: ich sollte mich für krank ausgeben, um sie an die Grenze zu locken, wo dort aufgestellte toskanische Soldaten sich ihrer

mit Gewalt bemächtigen würden. Diese Falle, die man einer Mutter vorschlug, und deren man selbst wider ihren Willen sich bedienen konnte, schien mir noch ärger, als die unaufhörlich sich erneuernde Pein, welche die unruhige Aufregung meines Mannes mir verursachte. Ich zog es also vor, in Florenz zu bleiben. — Beiläufig muß ich bemerken, daß einer der noch sehr jungen Söhne der Fürstin Canino, Gemahlin Lucians Bonaparte, um sich von seinem Hofmeister zu befreien, aus dem väterlichen Schloß geflohen war und bald darauf wieder ergriffen wurde. Die Furcht, er möchte sich mit den Insurgenten gegen den Papst verbinden, welchem die Familie verpflichtet war, hatte die Fürstin bewogen, für ihren Sohn um einen Platz in einem der toskanischen Staatsgefängnisse zu bitten, was ihr auch bewilligt wurde. Man wünschte nicht besser, als dieses Beispiel auch bei meinen Söhnen zu befolgen.

Ich fürchtete zu Zeiten, mein armer Kopf möchte alle Sorgen, die ihn bestürmten, nicht ertragen können. In den schlaflosen Nächten ging ich in meinem Zimmer umher, von tausend finstern Gedanken geplagt. „Wie werde ich sie „retten?“ fragte ich mich selbst „durch welches

„Mittel? Wohin soll ich mit ihnen gehen?“ — Ich sah keine andere Zuflucht als die Türkei, und wählte Smyrna zu unserm künftigen Aufenthalt. Der Herzog von Rovigo, der dort während seiner Verbannung gelebt, hatte mir viel von dieser Stadt erzählt. — Der Kampf aber, den ich voraussah, brachte den Tod mir in die Seele. „Die österreichische Armee wird „einrücken. Diese armen, waffenlosen Italiener „werden geschlagen werden, und ich werde mich „hinter dem Schlachtfelde finden, um mir so „theure Ueberwundene zu retten.“ — In solchen Augenblicken war ich nahe daran, mich der Verzweiflung zu überlassen. Ich warf mich auf die Knie und betete: „Laß, o mein Gott, sie „lebend zu mir zurückkehren. Um dies einzige „bitte ich!“

Alle meine Nächte brachte ich in diesen Aufregungen zu, und am Tage hatte ich gegen meinen Mann zu kämpfen, der verlangte, ich solle auf der Stelle abreisen. Ihm zu Gefallen schrieb ich an den General Armandi *); mein

*) Ehedem Gouverneur bei meinem Sohn Napoleon; die Insurgenten hatten ihn zu wichtigen Functionen berufen.

Mann selbst wendete alle Mittel an, seine Kinder der Partei, die sie ergriffen, zu entreißen. Er wollte ihnen weder ihre Pferde, noch Geld schicken, wovon sie, entfernt von ihm, hätten leben können. Sie waren abgereist — nur stark durch ihr Bewußtseyn und reich an Muth — ohne an den andern Tag zu denken; ich sah sie daher verlassen, ohne Hülfe, ohne Stütze, in Mitte der Gefahren.

Während wir von Unruhen gepeinigt wurden, waren meine Kinder gleich aufgeregt und nicht weniger bei allen ihren Unternehmungen geplagt. In Rom herrschte große Bestürzung. „Der usurpatorische Name tritt also wieder her„vor," rief man von allen Seiten. Die Diplomatie suchte einen Vorwand zur Intervention, zu welcher man doch bereits entschlossen war. Ich habe den Brief eines Diplomaten gesehen, worin gesagt wurde: „Diese jungen Leute halten „sich noch immer für kaiserliche Prinzen; wer„den sie gefangen, so sollen sie aus der Art, „wie man sie behandelt, erfahren, was sie wirk„lich sind."

Cardinal Fesch und der König Jerome, die in Rom geblieben, sendeten meinen Söhnen Bitten

und Befehle, die Armee zu verlassen. In Uebereinstimmung mit ihrem Vater schrieb man an die provisorische Regierung von Bologna und stellte dieser vor, daß der Name der jungen Männer ihrer Sache schaden müsse; man schrieb an den General Armandi, der zum Kriegsminister ernannt war, und bat ihn, sie von der Armee zurück zu rufen. Kurz, die Familie, Freunde und Feinde, alle bemühten sich gleichmäßig, ihre Anstrengungen zu lähmen, während der größte Enthusiasmus in dem von ihnen besezten Lande herrschte. Die Jugend, die das Gelingen nach dem eigenen Eifer und Muthe berechnet, sah sich schon im Besitze von Rom, weil die dortige Entmuthigung und die Geringfügigkeit der Vertheidigungsmittel bekannt waren. Man bezweifelte nicht, daß der Papst in zwei Tagen in der Gewalt dieser kleinen Armee seyn würde. Dies wurde in Rom selbst gefürchtet, denn Herr von Stölting *) wurde vom König Jerome, der bei dem Papste gewesen, zu meinen Söhnen geschickt. Mit Bewilligung des Papstes also wollte man in Unterhandlung treten, und die Absichten der Insurgenten kennen lernen.

---

*) Ein bei dem König Jerome angestellter Offizier.

„Seine Heiligkeit,“ sagte Hr. von Stölting zu meinem älteren Sohne, „weiß nicht, „was die Insurgenten wollen; sie müssen sich „erklären. Es ist wichtig, ihm sogleich den „wahren Zustand der Dinge bemerklich zu ma„chen. Wollen Sie eine Uebersicht ihrer Be„schwerden aufsetzen, so übernehme ich es, sie „dem Papste vorzulegen.“

Mein Sohn verstand sich dazu, der Dollmetscher derjenigen Wünsche zu seyn, in denen die ihn umgebende Jugend einverstanden war. Von dem Comité von Terni waren die Hauptbeschwerden aufgesezt worden, so wie die Hoffnungen und Bedürfnisse des Landes. Sein dem Hrn. von Stölting übergebenes Schreiben an den Papst, war nur der Ausdruck dieses vereinten Verlangens.

Es hatte auf solche Weise das Ansehn, als schreibe er als Sieger Gesetze vor, während er doch nur, im Namen Aller, als Vermittler auftrat. Seine von Liebe zum allgemeinen Besten eingegebenen Vorschläge aber, so wie die Exaltation, die ihn umgab, selbst seine Neigung zur Versöhnung, — alles wurde ihm später zum Verbrechen gemacht. Man erklärte für Beleidigung,

was doch der junge Mann in wohlwollender Absicht gethan.

Hr. von Stölting ließ den wahren Gesinnungen meiner Kinder Gerechtigkeit widerfahren; im folgenden Briefe, den er mir damals schrieb, lobt er ihre Mäßigung und ihr Betragen unter den vorliegenden Verhältnissen.

Madame,

Umstände, deren Einzelheiten anzuführen überflüssig wäre, haben mich mit einem Auftrage des Königs Jerome an die Prinzen, seine Neffen, hierher gebracht.

Ich habe mich überzeugen müssen, daß die mir ertheilten Befehle unausführbar sind: die Prinzen können nicht zurücktreten; schon der Gedanke daran widersteht ihnen, weil sie eine großmüthige Rolle durchführen zu müssen glauben. Diese Rolle ist die des Vermittlers; sie wollen versöhnen, sie wollen die Ordnung und die Religion erhalten. Ihr Beruf erfüllt sie mit Hoffnung. Euer Majestät wird bemerken, daß mein Geschäft dort bald geendet seyn mußte, wo ich dem Gefühl nur ernste Betrachtungen, der Ueberzeugung nur Zweifel entgegen zu setzen hatte.

Ich war beauftragt, weiter zu reisen; der Wunsch aber, den Prinzen nützlich zu seyn, und

die von ihnen beabsichtete allgemeine Beilegung des Aufstandes hat mich bestimmt, nach einer Erholung von wenigen Stunden, nach Rom zurückzukehren, und dem heiligen Vater die ehrfurchtsvollen Vorstellungen zu überbringen, welche sie ihm unterlegen zu müssen glauben.

Zu gleicher Zeit werde ich die Pflicht erfüllen, die in der Hauptstadt geblicbenen Glieder der Familie möglichst zu trösten.

Auch habe ich geglaubt, diesen kurzen Bericht nicht versäumen zu dürfen, indem ich Euer Majestät, den König Louis und die Prinzessin Charlotte versichere, daß ich die Prinzen in vollkommener Gesundheit gefunden, und daß ihre Absichten ihres Namens würdig sind.

In tiefster Ehrfurcht Euer Majestät

unterthänigst, gehorsamster,
ergebenster Diener
Stölting.

Terni, 25. Febr. 1831.
4 Uhr Nachmittags.

Hr. v. Stölting willigte ein, der Ueberbringer der Depesche zu seyn, die ohne Zweifel unvorsichtig war, und die man meinem Sohne so sehr zum Vorwurfe gemacht hat; doch hätte die Gesinnung, die sie diktirte, ihr eine mildere Beurtheilung sichern sollen.

Unterdessen bestimmte der Zusammenfluß so vieler Bemühungen meine Söhne zum Nachgeben. Ich erhielt diese Nachricht von General Armandi.

Monsanvito, 3. März 1831.

Madame,

Die jungen Prinzen sind hier und befinden sich wohl. Sie haben ein schmerzliches Opfer gebracht, das einen hohen Grad von Vernunft und edler Gesinnung voraussezt. Sie wollten den Interessen des unglücklichen Italiens nicht schaden, dem offen beizustehen, ihnen nicht erlaubt ist; sie wollten Diejenigen nicht betrüben oder compromittiren, die ihnen das Theuerste auf der Welt sind.

Ich begreife, Madame, was in Ihrem Herzen während der lezten Tage vorgegangen seyn muß. Dies war der erste Gedanke, der auch mich ergriff, und den ich in meinem Schreiben vom 28. Mai vor Ihnen auszusprechen die Ehre hatte. Seyn Sie noch stolzer als vorher, solche Kinder zu haben: ihr ganzes Betragen unter den

gegenwärtigen Umständen ist eine Kette edler, großmüthiger, ihres Namens würdiger Gesinnungen; die Geschichte wird es nicht vergessen. Eines Tages wird man Tugend nennen müssen, was Tugend ist; alle Diplomatien der Welt werden es nicht ändern können.

Sie reisen heute nach Bologna; ich nehme Morgen denselben Weg. Es ist ihr Vorsatz, dort einige Zeit zu bleiben. Sollte auch dies Mistrauen erregen, so werden sie zu ihrer Cousine nach Ravenna gehen. In Bologna erwarte ich bei Hrn. Le Bon die Befehle Euer Hoheit. Ich habe eine Ahnung, Madame, auch Sie dort zu sehen. Uebrigens ist Alles noch unentschieden. Ich sehne mich, in Bologna zu seyn, und verlasse Ancona mit Bedauern; denn diesen Platz hatte ich mir auserwählt.

Würdigen Sie mich stets, Madame, mich unter Ihre treuen Diener zu zählen.

C. Armandi.

N. S. Für den Augenblick, glaube ich, räth die Klugheit den Prinzen, noch in unsern Provinzen zu verweilen. Euer Hoheit wird wissen, wenn Sie mit Sicherheit und auf schickliche Weise kommen können.

Von der einen Seite widersezte sich die Regierung von Bologna, Rom zu nehmen; von der andern kam General Sercognani mit Truppen und hatte den Befehl, meine Söhne abzulösen. Sie gingen über Ancona nach Bologna, und wollten wenigstens als Freiwillige dienen.

Mein Mann, der bereits glaubte, es sey ihm gelungen, sie zurück zu bringen, wurde durch diese Nachricht von Neuem erschreckt; und obgleich seine Kinder in einem Briefe erklärten, sie würden, wenn man sie so grausam peinigte, nach Polen gehen, verlangte er fortwährend, ich sollte mich auf den Weg machen, und sie zurückführen.

Sobald man wußte, daß sie die Armee verlassen, wurden die Regierungen strenger; man fürchtete sie nicht mehr. Obgleich mein Mann sonst alle Achtung genoß, benachrichtete man ihm, daß seine Söhne in Toskana nicht zugelassen werden würden. Der österreichische Minister erklärte seiner Seits, daß man ihnen den Aufenthalt in der Schweiz nicht erlauben würde. Der König Jerome und Cardinal Fesch schrieben von Rom,

daß wenn sie von den Oesterreichern gefangen würden, sie verloren wären. — Verloren! das Wort bezeichnet die zerreissende Angst, die meine Seele füllte!

IV.

Ich hatte meinem Manne vertraut, daß ich unsere Kinder nach der Türkei bringen wolle; und, da ich vielleicht genöthigt wäre, in einem Hafen des mittelländischen Meeres mich einzuschiffen, über Corsika gehen würde. Corsika erschreckte ihn, denn er wußte, daß die Familie des Kaisers dort viele Freunde hat; er besorgte, es könne jezt jedes Zeichen der Zuneigung gefährlich werden. Ich versprach also, in Ancona mich nach Corfu einzuschiffen. Er verlangte jedoch, ich möchte ohne Verzug abreisen, während ich Florenz erst verlassen wollte, wenn die Oesterreicher in die Romagna eingerückt wären; denn ich wußte wohl, daß ich nur auf einem Umwege meine Kinder würde erhalten können, und daß

sie beharrlich eine Sache vertheidigen würden, der sie dienen wollten, so lange sie noch nicht verloren war. Ich traf also Anstalten zu meiner Verbannung nach der Türkei; ich nahm Abschied von meinen Freunden in Frankreich, von dem Vaterlande, selbst von Europa, das ich nie wieder zu sehen glaubte. In diesem Augenblick aber erfuhr ich, daß eine österreichische Flottille im adriatischen Meere erschienen sey. Diese Nachricht vernichtete alle meine Plane. Es konnte nicht bezweifelt werden, daß wenn wir uns im lezten Augenblick in Ancona einschifften, wir unvermeidlich gefangen werden würden. So begann denn meine Angst von neuem. — Durch die päpstlichen Staaten oder durch das Königreich Neapel einen Hafen zu erreichen, war unmöglich. Toskana wollte meine Söhne nicht mehr aufnehmen. Wohin sollte man sich nach einer Niederlage wenden, um den von allen Seiten drohenden Gefahren zu entfliehen?

Ich hatte den Gedanken, einen schwedischen Paß für zwei junge Männer dieser Nation zu verlangen, damit meine Kinder nach der Schlacht denselben benutzen könnten; er würde ihnen dienen, selbst mitten durch die österreichische Armee, die Schweiz zu erreichen. Ich sprach darüber

mit einem Manne, der in der Lage war, einen solchen Paß zu erhalten. Am andern Tage erfuhr ich von einer Italienerin, die keine Bekanntschaft mit diesem Manne hatte, es sey ihr von mehreren Personen erzählt worden, daß ich auf solche Weise meine Söhne zu retten hoffe.

Ich mußte begreifen, wie nothwendig es sey, auf ein so wenig geheim gehaltenes Mittel zu verzichten, und künftig meine Plane Niemanden anzuvertrauen.

Jeder Tag, jede Stunde erschöpfte meine Kräfte, meinen Muth. — Die Nächte besonders, wenn ich, nach den Stürmen und Verhandlungen des Tages Ruhe suchte, ward ich stets wieder aufgeregt bei dem Nachsinnen, durch welche Mittel es gelingen könne, meine Kinder gegen so viele Feinde zu schützen.

Plötzlich ergreift mich ein Gedanke, — er ist kühn, fast unausführbar; — gleichviel! Es gibt kein anderes Mittel, — und ich werde sie retten. Ich will sie einen Weg führen, wo man sie am wenigsten suchen wird, — durch Frankreich, über Paris. Noch ist dort die Todesstrafe auf ihr Erscheinen gesetzt, — dies schreckt mich

nicht; der Name der Freiheit, der Gerechtigkeit, der Humanität, muß dort zu viel Macht haben, als daß ich etwas zu fürchten hätte. Ich bin entschlossen; mein Plan steht fest, ich habe nur noch für seine Ausführung zu sorgen.

Am andern Morgen läßt sich Hr. H., ein Genfer, bei mir melden, welcher, als edler Mann, Ehre darin sezte, einer unglücklichen Sache zu dienen. Er kam von Bologna, und suchte auf irgend eine Weise Frankreich zu erreichen, um die Regierung zu Gunsten der Italiener zu interessiren. Indessen gestand er mir, keine Hoffnung zu haben; auf der Reise hatte er den Kanonendonner gehört; die Oesterreicher rückten vor, und hatten Modena wieder genommen.

Die Nicht-Intervention ist also entschieden verläugnet. Ich darf bei Ausführung meines Vorsatzes keine Zeit verlieren. Ich schreibe an einen Engländer, dessen Familie ich vor einigen Jahren gut aufgenommen hatte, und der, bei seinem jezigen Aufenthalt in Florenz mich besucht hatte. Er kam auf der Stelle. „Sie können, sagte „ich ihm, mir mehr als das Leben geben; Sie „müssen mir einen Paß besorgen, auf den Na-

„men einer englischen Dame, die mit zwei Söh=
„nen nach London über Frankreich geht." Mit
rührender, mir unvergeßlicher Güte antwortete er:
„Beim Empfang Ihres Briefes errieth ich Ihre
„Sorge für Ihre Kinder. Ich glaubte sogar,
„Sie wären hier und Sie wollten sie mir an=
„vertrauen; ich untersuchte schon meine Woh=
„nung, wo ich sie verbergen könnte. Ich kenne
„die ganze Gefahr, der sie ausgesezt sind. Ich
„gehöre nicht zur Partei der Revolutionen; bin
„aber verpflichtet, das Leben dieser beiden jun=
„gen Männer zu retten, welche durch die Ver=
„folgungen, die sie erdulden mußten, entschul=
„digt sind, wenn sie sich in solche Gefahren
„stürzten. Sie haben indeß keine Zeit zu ver=
„lieren. Ich gehe, für Ihren Paß zu sorgen;
„nur darum bitte ich, daß Sie mir erlauben,
„den englischen Gesandten oder meine Regierung
„davon in Kenntniß zu setzen."—„Thun sie es,
„erwiederte ich; Lord Holland, Lord Grey, die
„ehemaligen Mitglieder der Opposition, die so
„edel den Gefangenen von St. Helena verthei=
„digten, können Sie nicht tadeln, wenn Sie
„seinen Neffen das Leben retten. Doch bitte
„ich, daß Sie ihre Mittheilung so lange auf=
„schieben, bis wir uns ausserhalb der Gewalt

„derjenigen befinden, die begreiflich meinen Kin-
„dern nicht geneigt sind.“

Einer ungeheuren Last entledigt, mußte ich mich noch anstrengen, meinem Manne zu verbergen, welche Hoffnung meinen Muth von Neuem belebt hatte. — Der sardinische Gesandte hatte ihm sein Visa bei einem Passe versagt, welcher meinen Kindern die Erlaubniß gegeben hätte, nach der Schweiz zu gehen. Der österreichische Minister hatte ihm gesagt, sie dürften dort nicht verweilen. Was man ihm also damals zu ihrer Rettung vorschlug, schien ihm gleich unausführbar; er wollte von nichts weiter hören, als wozu er sich entschlossen hatte, daher wiederholte er mir unausgesetzt: „Schiffen Sie sich
„in Ancona nach Corfu ein; es ist nichts an-
„ders zu thun.“

Seine Besorgnisse peinigten ihn so sehr, und wirkten so sichtbar auf seine Gesundheit, daß ich es zu seiner Beruhigung für das Beste hielt, dem Anscheine nach alles was er wollte zu billigen. Auch hatte er mir zu wiederholtenmalen gesagt:
„Ich überlasse Ihnen, für die Kinder zu sor-
„gen, da ich mich zn leidend fühle, um es thun
„zu können.“ Er bot mir seinen Reisewagen an,

weil einer der meinigen Herrn von Bressieux nach Rom gebracht hatte.

Da Jedermann zu wissen glaubte, daß ich zu meinen Kindern ginge, mich mit ihnen in Ancona einzuschiffen, so wurde mein Paß ohne Schwierigkeit unterzeichnet. Der Engländer, dem ich mich anvertraut, brachte mir den andern, und gab mir neues Leben. Der Paß war auf den Namen einer ihm verwandten Dame ausgestellt, und mit allen nöthigen Unterschriften versehen. Ich würde vergebens meine Rührung, meine Dankbarkeit zu schildern versuchen; sie ist mir tief ins Herz gegraben.

Er überredete mich, keine Zeit zu verlieren, indem die Oesterreicher schon an demselben Tage in Bologna seyn sollten. Ich bestimmte den andern Morgen 10 Uhr zu meiner Abreise.

Ein Umstand setzte mich in Verlegenheit. An den Thoren von Florenz muß man seinen Namen angeben; und dort wird ohne Zweifel, ein Visa auf den Paß geschrieben. Dies war also auch für meinen englischen Paß nöthig, um keinen Verdacht zu erwecken. Was sollte ich sagen, wenn in der ersten Stadt, wo ich den

fremden Namen annehme und den Paß vorzeige, man bemerkt, daß dieser nicht bei dem Thore von Florenz visirt worden? Dies machte mich sehr besorgt, vielleicht ohne Noth; wenn ich aber bedachte, daß ich die mir theuersten Interessen zu wahren hatte, so schien mir, ich dürfe nichts vernachlässigen.

Zu meinen Kindern hatte ich den jüngsten meiner Kammerdiener mit zwei Pferden gesendet. Es kostete Mühe, dabei die Befehle meines Mannes zu umgehen. Ich hatte bei mir nur einen Kammerdiener, der an der Gicht litt, und zwei Bedienten. Der Kutscher, der meine Equipagen von Rom hergeführt, hatte beim Herabfahren von der Brücke bei Florenz ein Bein gebrochen; ich mußte also einen fremden aufnehmen, was bei dem Hinausfahren, das ich beabsichtete, mir nicht wenig Sorgen machte.

So wie es Nacht wurde, ließ ich durch den als Postillon gekleideten Reitknecht die Pferde anspannen, und mein kranker Kammerdiener setzte sich in den Reisewagen meines Mannes. Ich selbst stieg mit meiner Dame in die Calesche, die der fremde Kutscher führte. Bei dem Thor zum heiligen Kreuz angekommen, zeigte ich mei-

nen englischen Paß vor; dieser wurde untersucht, und der Name aufgeschrieben. Man bemerkte jedoch gegen mich, daß ich nicht die auf dem Paß angezeigte Straße eingeschlagen hätte. Ich antwortete, daß ich einige Tage auf einer Villa zubringen würde; man wünschte mir hierauf eine glückliche Reise, was in der That mein eigener Wunsch war.

Ich fuhr etwa eine halbe Stunde weit. Es gab hier keinen Nebenweg, der zu dem andern geführt hätte, auf welchem wir nach Florenz zurückkehren mußten. Ich hielt daher bei einem Wirthshause an, und befahl dem Kammerdiener, sich an meiner Stelle in die Calesche zu setzen; er sollte sich einige Augenblicke aufhalten, und dem Kutscher zu trinken geben lassen. Hierauf beschrieb ich ihm den Rückweg, und schärfte ihm ein, das Thor, durch welches wir herausgefahren, zu vermeiden. Weil er in der Calesche und ohne Gepäcke war, sollte er sagen, er käme von einer Spazierfahrt zurück.

Ich stieg mit meiner Dame in den Reisewagen, und ließ umkehren. Die Rückkehr beunruhigte mich, denn mein Fuhrwerk war lächerlich genug, um aufzufallen.

In der Nähe des Thors, das ich erst kurz vorher verlassen hatte, schlug mir das Herz. Zum Glücke waren die Polizei-Leute mit der Diligence beschäftigt, die in diesem Augenblicke hinausfuhr. Wir konnten also, ohne gesehen zu werden, das Thor umfahren, und ausserhalb der Mauer ein anderes erreichen. Bei der Einfahrt hielt man unsern Wagen an. „Es sind „Reisende, sagte man; sie müssen einen Paß „haben." — „Wir haben keinen, antworteten „wir; wir probieren bloß einen Wagen, den „wir kaufen wollen; Sie sehen, er ist nicht be„packt. Wir fuhren zu einem andern Thore „hinaus, und kehren von der Spazierfahrt zu„rück." Nachdem sie diese Angaben gehört, ließen sie uns passiren. Mein deutscher Reitknecht, der die Stadt nicht kannte, fuhr uns irre, so daß wir erst nach einer Stunde unsern Gasthof erreichen konnten. Die Calesche kam ohne Hinderniß zurück. Die Wagen wurden hierauf für den folgenden Tag gepackt.

Mehrere Personen, dich mich so allein reisen sahen, erboten sich, mich zu begleiten. Ich lehnte jedes Anerbieten ab. Mein Plan war bestimmt; kein Mann durfte mit mir reisen; eine Dame genügte mir; diejenige, die ich bei mir

hatte, war mir ergeben, und unterstützte mich vollkommen.

Meine arme Schwiegertochter war in Verzweiflung. Zwischen dem Wunsch, zu ihrem Manne zu gehen, und der Pflicht gestellt, eine sterbende Mutter zu pflegen, mußte ihre Lage jeden rühren, um so mehr, als sie Muth hatte, ihre Unruhe zu verbergen. „Ich werde Napoleon nicht wieder sehen, sagte sie mir mit Thränen in den Augen; ich bin es überzeugt.“ — Ich antwortete: „Ueberall, wo wir seyn mögen, „wirst du uns nachkommen, sobald deine Mutter „sich besser befindet. Mache dir keine Sorgen. „Erhälst du keine Nachrichten von uns, so „wird dies ein Zeichen seyn, daß alles gut geht. „Ich bin sicher, daß ich sie retten werde.“ — Ach, ich glaubte bei der Abreise vor allen Plagen befreit zu seyn, während ich den furchtbarsten Schmerzen entgegen ging.

Es war mein Plan, mich in Foligno aufzuhalten, und dort die Ereignisse zu erwarten. Die Oesterreicher sollten an demselben Tage, wo ich abreiste, ins päpstliche Gebiet einrücken. Ich durfte mich nicht übereilen; denn da Foligno bei dem Verein der beiden Straßen von Furlo

und Ancona liegt, so konnte ich zeitig erfahren, nach welcher Seite der Rückzug ginge, und mich dorthin wenden.

Seit meiner Geburt großen Ereignissen ausgesetzt, habe ich mich gewöhnt, die Wechselfälle im voraus zu berechnen. Selten überraschen sie mich. Ich habe immer vorausgesehen, was sie Peinliches und Gefährliches haben können. Ein Glück allein, an welches ich nicht gedacht, würde mich vielleicht ohne Muth finden. Solche Erschütterungen aber kenne ich nicht.

Während dem Fahren dachte ich im Wagen an den Rückzug, den ich voraussah. Wie werde ich meine Kinder finden? Vielleicht verwundet? „Ach, ich will es ertragen, den Einen verwun-„det zu sehen; ich werde ihm ein Bett in die-„sem Wagen machen; werde ihn pflegen, und „Gott segnen." — So wie aber mein Gedanke weiter ging, ergriff mich ein tödtlicher Frost, meine Ideen verwirrten sich, und ich fühlte, daß ich nahe dran war, den Gebrauch meiner Kräfte und meines Muthes zu verlieren.

In solcher traurigen Stimmung betrat ich das Gebiet der Insurrektion. Welch' ein Con-

trast mit meinem Innern. Hier athmete Alles Fröhlichkeit. Die ganze Bevölkerung, mit Cocarden und dreifarbigen Bändern geschmückt, schien zum ersten Male die Wohlthat des schönen italienischen Himmels zu genießen. Die auf allen Gesichtern gemalte Freude zeigte das Bild des Glücks und der Sicherheit. Dies zutrauliche Volk, das Niemanden ein Uebel zugefügt, fürchtete auch keines für sich. Das Wort Freiheit berauschte sie, wie Opium, von dem man sagt, daß es alle Fähigkeiten einschläfert und nur den Genuß der Trunkenheit wach erhält.

Welches Volk trägt so viel Keime des Glücks in sich als die Italiener! Ihre Liebe zu den Künsten, ihre Begeisterung für das Schöne, ihr stets reiner Himmel, der das Daseyn leicht zu machen scheint, ihre lebhafte Einbildungskraft, die über Alles, was dem Leben Reiz gibt, schwebend sich verbreitet, und bei Allem zu verweilen versteht, was den Gedanken erhebt und adelt, — sind dieß nicht reiche Elemente des Glücks? Möchten bessere Staatseinrichtungen ihnen wirklichere Vortheile sichern!

Ich kam nach Perugia. Die ganze Stadt hatte ein Ansehen von Festlichkeit. Hr. ***

kam zu mir. Es war mir wichtig, genaue Erkundigung einzuziehen — über die Oertlichkeiten, über die fahrbaren Nebenwege, über die Möglichkeit, Pferde bei meiner Rückkehr von dieser Seite zu finden.

Ich verbarg ihm nicht meine Unruhe über die bevorstehenden Ereignisse. Seine Sicherheit war so groß, als seine edle Resignation. „Mein „Vater, sagte er, verlor bei der ersten Revo„lution das Leben; trotz der versprochenen Be„gnadigung, wurde er geopfert. Ich habe mich „den gleichen Wechselfällen geweiht; ich werde „mit Muth das gleiche Schicksal ertragen.“ Er führte mir den Grafen Pepoli zu, der nach Perugia kam, Munition zu suchen, woran es der kleinen Armee des Generals Sercognani fehlte. Wir sprachen den ganzen Abend mit einander. Um seine Hoffnungen zu begründen, stützte er sich auf die französischen Journale, welche versicherten, daß die Nicht-Intervention geachtet werden würde. War aber von der Vertheidigung die Rede, so verbarg er nicht, daß es den Insurgenten an allen Mitteln fehle, und sie sich in der Unmöglichkeit befänden, Widerstand zu leisten. Sie hatten weder Waffen, noch Kanonen. Und was vermochte eine, wenn

gleich unerschrockene, von Eifer erfüllte Jugend gegen eine ansehnliche Armee, die durch ihre Artillerie, so wie durch Erfahrung und Disciplin stark ist? „Denken Sie also, sagte ich „ihm, nachdem sie Ihre Pflicht gethan, an „den Rückzug, und zwar nach Corsika, denn „von Frankreich allein können Sie Unterstützung „hoffen. Von Corsika müssen Sie sich mit Frank„reich in Verbindung setzen.“ Mein Rath war später ihnen nützlich.

Gleich nach meiner Ankunft in Foligno, beeilte sich General Sercognani, mich zu besuchen. Er entdeckte mir seine Angst und Noth; er müsse den Muth der jungen Freiwilligen unterdrücken, da er ausser Stande sey, den kleinsten festen Platz zu belagern. „Würde man „nur einen Ausfall machen, sagte er, so würde „die Tapferkeit meiner jungen Leute sich sogleich „der Kanonen bemächtigen; der Feind aber „wagt nichts.“

Er theilte mir den Plan seines Feldzugs mit, als wäre ich ein General. Ich gestehe, daß ich nichts davon verstand. Worauf sich sein linker oder rechter Flügel stüzte, war mir sehr gleichgültig; ich sah nur die Niederlage,

und war einzig mit den Mitteln beschäftigt, sie aus der schrecklichen Lage zu befreien, die zu erwarten war, denn es fehlte an jeder Vorsicht. Auch sagte ich ihm: „Warum suchen Sie nicht, „sich mit dem mittelländischen Meer in Verbin„dung zu setzen? Der Rückzug, um mit Ehre „und Schritt vor Schritt das insurgirte Land „zu vertheidigen, soll gegen diese Seit hin seine „Stütze suchen. Die Franzosen können wenig„stens, wenn sie Ihnen nicht helfen wollen, „Ihnen Schiffe schicken, um Sie zu retten. „Wollen sie Ihnen aber helfen, so müssen sie „wissen, wo Sie zu finden sind. Wären Sie im „Besitz von Civita Vecchia, so könnten Sie leicht „mit Corsika correspondiren. Warum haben Sie „nicht an den Commandanten dieser Stadt ge„schrieben? Dahin, scheint mir, sollten Ihre „Bewegungen gerichtet seyn."

Er billigte meinen Feldzugsplan; er hatte aber keinen einzigen Mörser, um eine päpstliche Stadt zu schrecken, und sich die Thore zu öffnen. Die wenige Munition, die man besaß, wurde für Ancona aufgespart, für eine Festung ohne Ringmauern, und die sich nicht vertheidigen konnte. Er sendete einen Courier an den Kriegsminister, General Armandi, und verlangte von

ihm die so nöthigen Mörser. Ich schrieb an meine Kinder, ihnen alle meine Besorgnisse für ihre Sache mitzutheilen, und ihnen zu sagen, daß ich hier sey, das Resultat, welches es auch sey, zu erwarten. Ich wünschte den Weg zu kennen, den der Rückzug nehmen würde.

Diese armen jungen Leute, die, um nützlich zu seyn, ihre Existenz aufs Spiel sezten, deren Gefühl ihnen sagte, daß, um mit Ehren besiegt zu werden, man standhaft sich verthei- digen müsse, wurden durch Privatrücksichten zum Nichtsthun verurtheilt; sie sahen, wie die kraft- lose Behörde Alles verdarb, weil sie Alle scho- nen wollte. Stellten sie sich zum Kampfe voran, so war ihr Name, dieser schöne, den Feinden furchtbare Name, ein Hinderniß. Sie wurden zurückgehalten: — sie compromittirten die Nicht- Intervention. — Man wagte das Anstellungs- dekret zu zerreissen, das sie doch nur zu ei- nem Grade ernannte, um ihnen Rang in der Armee zu geben. Man sollte sie hier nicht vermuthen; der eindringende Feind sollte sie nicht bemerken; seine Rache würde sonst ohne Zweifel furchtbarer seyn. Die Hoffnung, Zeit zu gewinnen und Alles wieder zu versöhnen, war das einzige lezte Hülfsmittel derjenigen, die

gewagt hätten, sich an die Spitze einer Revolution setzen zu lassen! Unglücklich Derjenige, der die Zügel ergreift, ohne sie auf die Dauer führen zu können!

Was mich betrifft, so hatte ich mich in dem schlechten Wirthshause von Foligno, in demselben Zimmer eingerichtet, das vor Kurzem meine Söhne bewohnt hatten, und wo sie ohne Zweifel sich den schmeichelnden Träumen ihrer jugendlichen Einbildungskraft überließen. Mir war zu Muthe, wie einem Verurtheilten, der die Vollziehung erwartet. Jede Bewegung, jedes Geräusch zog mich ans Fenster. Nachts störte mich das Werda Rufen der Bürger, welche die Stadtthore bewachten, oder ich wurde geweckt, weil Couriere des Generals Sercognani mir Nachricht von seiner Stellung brachten.

Am Tage ging ich zu Fuß und allein mit meiner Dame um die Wälle spazieren. Ganze Stunden brachte ich auf einer Bank sitzend zu. Das Wetter war prachtvoll. Der Contrast zwischen Ruhe der Natur und Aufregung der grausamsten Furcht macht einen schwer zu beschreibenden Eindruck.

Bei allen meinen Wanderungen verweilte ich stets einige Zeit in einer Kirche. Mit Inbrunst bat ich Gott um das Leben meiner Kinder. In diesem großen, dem Gebet geweihten Gebäude herrscht auch eine Ruhe, und eine solche, die besänftigender zu dem Innern stimmt, als der Anblick einer schönen Natur. Man fühlt sich leichter mit seinem Schmerz, der nur erstickend uns auf die Brust fällt, wenn das Bild des Glückes uns umgibt.

Eines Tages erhielt ich den Besuch des Grafen Campello von Spoleto. Meine Kinder hatten bei ihm gewohnt. Er sprach mir ausführlich von ihnen und mit einer Begeisterung, die eine Mutter geschmeichelt hätte, wenn er mir nicht zugleich die Gefahr geschildert, der sie ausgesezt gewesen. Mein Sohn Napoleon war mit zweihundert Mann gegen einen Trupp bewaffneter Räuber ausgerückt, die aus den Zuchthäusern kamen, und mit einigen Soldaten vereint, im Namen des Papstes die Städe Terni und Spoleto wieder nehmen wollten.

In den Wäldern schlug sich Mann gegen Mann. Mein Sohn Napoleon kämpfte wie ein Löwe mitten unter Kugeln und Piken. In dem

Augenblick, wo er einen Räuber zu Boden streckte, der in Schußweite eine Flinte auf ihn anlegte, um ihn zu tödten, und dem mein Sohn das Leben schenken wollte, kam ein Dragoner, und tödtete den Räuber durch einen Säbelhieb.

Der Graf beschrieb mir den Einzug meines Sohnes in Terni, wohin er seine Gefangenen führte; der Dienst, den er geleistet, wie seine ausgezeichnete Schönheit, hatten allgemeine Bewunderung erregt. „Er war nur untröstlich,“ sagte Graf Campello, „daß der Dragoner einem „Menschen das Leben genommen, das er ihm „erhalten wollte.“

Mein Sohn Ludwig befand sich bei Civita Castellana, wo er sich zum Sturm bereitete, und des Erfolgs sicher zu seyn glaubte, weil in der Stadt die Mittel der Vertheidigung noch nicht vereint waren.

Einen seltsamen Umstand erfuhr ich in der Folge. Ein Genie-Offizier, der dem Papste treu geblieben war, und in Rom meinem Sohne Unterricht gegeben hatte, erkannte ihn von Weitem und sah, wie dieser geschickt berechnete, feindliche Anordnungen traf. Mit einem gewis-

sen Stolz rief er aus: „Seht, wie dieser junge „Mann sich gut auf die Sache versteht! Ich „war sein Lehrer!“

Befehle von Bologna und die Ankunft des Generals Sercognani nöthigten meine Söhne, diese Orte zu verlassen. Der General hatte mir bei seinem Besuche gesagt, er zittere zu sehen, wie diese jungen Männer ein so kostbares Leben der Gefahr aussezten: dies sey die Hauptursache, die ihn bestimmt habe, seine Rechte durch Uebernahme des ihm anvertrauten Commando geltend zu machen.

Alle diese Nachrichten beruhigten mich nicht. Doch dachte ich an den Räuber, der in Schußweite auf Napoleon anlegte, und dessen Flinte Feuer versagte; — dies bewies mir, daß er einer großen Gefahr entgangen sey. Es that mir wohl, darin eine Art Schicksal zu sehen; ich glaubte, die Vorsehung würde mir ihn erhalten.

V.

Am 17. März war ich unruhiger als gewöhnlich; ich ging im Zimmer umher, ohne zu wissen, bei welchem Gegenstande meine Vorstellungen ausruhen sollten. Unwillkürlich richtete ich die Augen auf die schmutzigen, angerauchten Mauern, die mich umgaben. Sie waren alle mit Inschriften und Daten angefüllt, wodurch müßige Leute sich das Vergnügen machen, in den Wirthshäusern ein Andenken ihrer Durchreise oder ihrer dortigen Eindrücke aufzuzeichnen, und welche sie einst wieder zu finden hoffen. Plötzlich fiel mir ein, daß es März sey, ein für uns an merkwürdigen Ereignissen so fruchtbarer Monat, ein durch die triumphirende Rückkehr von

Elba unsterblicher Monat. Ich erinnerte mich an diese für den französischen und kaiserlichen Ruhm so glänzende Epoche; an den 20. März, der alle Wünsche einer Nation erfüllte, durch die Geburt eines ersehnten Sohnes, als Unterpfand einer Zukunft des Friedens und des Glücks. Ich hatte sie nicht geträumt — diese Freude, welche alle Franzosen berauschte, und durch ganz Europa wiedertönte. Gegenwärtig waren mir in diesem Augenblicke die vielen prächtigen Feste, die unzweideutigen Huldigungen, die uns umgebende Größe, die nicht ihres Gleichen hatte, und wozu Schicksal und Genie eines großen Mannes uns alle berufen hatten. Ich dachte an dies Alles, und betrachtete mich in meiner jetzigen Lage: allein, verlassen, fern vom Vaterlande, unter Fremden, umgeben von Gefahren und schauderhafter Angst! „Dies ist das „Gesetz des Schicksals!“ rief ich, mit gebeugtem Haupte. „Ich muß mich ihm unterwerfen. — „Ach, Alles ist zu ertragen; nur nicht der „Verlust derer, die wir lieben.“ Ich ergriff einen Bleistift, und, ohne zu wissen, welches Gefühl mich an die schon mit so vielen Inschriften bedeckte Mauer trieb, schrieb ich die Worte: „Wer hätte mir vor zwanzig Jahren gesagt, „daß ich heute hier seyn würde? Und in

„welcher Lage!“ — Ich sezte den Tag und die Stunde hinzu. Welch' ein Tag, welch' eine Stunde! — In diesem Augenblick verlor ich meinen Sohn! . . .

Der Courier, den ich zu meinen Kindern geschickt, hatte sie in Forli getroffen. Bologna war bereits von der Armee verlassen, weil man von der Straße von Ravenna umgangen zu werden fürchtete.

Der Courier beruhigte mich über den Einzug der Oesterreicher, sprach aber wenig von der Gesundheit meiner Söhne; er hatte beide gesehen, sagte er, es ginge ihnen wohl; nur leide mein Sohn Napoleon am Husten. — Zugleich erzählte man mir, die Rötheln wären in dem Lande, in welchem sie sich befanden. Leicht in Unruhe gesezt, faßte ich den Entschluß, mich ihnen zu nähern und nach Ankona zu gehen, da die Oesterreicher mir dazu Zeit ließen. Ich konnte es in Foligno nicht länger aushalten, wo alle meine Gedanken auf die gefürchteten Ereignisse gerichtet waren. Ich mußte meinen Kindern nahe seyn, selbst, wenn es Noth thäte, ihre Gefahren theilen, sonst hatte ich keine Ruhe.

Ravenna und Forli kamen mir unaufhörlich in den Sinn. Ich fürchtete dort eine Schlacht, ein mich treffendes Unglück. Ich erinnerte mich, wie einmal, als ich die französische Geschichte laß, der Tod des Gaston de Foix mich innigst gerührt hatte. Jung, wie ich damals war, nahm meine Einbildungskraft an Allem Theil, was sie erregte. Ich lieh dem Gaston alle großen Eigenschaften, und wurde gerührt über ein so ruhmvolles als unglückliches Ende, über ein kaum begonnenes Leben, welches endete, als es eben eine große Zukunft versprach.

Frau von Genlis, der ich eines Tages meine jugendliche Vorliebe zu diesem Helden mittheilte, schickte mir ein Klaglied auf Gaston de Foix, und bat mich, es in Musik zu setzen. Ich ließ ihr antworten, es sey mir unmöglich den Tod zu besingen, besonders den Tod eines Prinzen, der mit meinem Bruder soviel Aehnlichkeit hatte; denn er war, wie Eugen, Vicekönig von Italien, — und ich hatte ihm meine Neigung geschenkt.

Da die Oesterreicher über Ravenna kamen, so erschreckte mich der Gedanke an die dortige Gefahr meiner Kinder. Ich dachte sogar an

Gaston — es war ein Vorgefühl des mir drohenden Unglücks.

Die Einbildungskraft ist die vollendetste unsrer Eigenschaften. Glücklich, wem sie nur dient, das Glück vorauszusehen. Sie verdoppelt das Gefühl der Freude: denn sie geht ihm vor, und begleitet dasselbe. Und auch den Schmerz fühlen wir zwiefach. Den Schmerz aber, der eine Mutter ergreift, kann selbst die Einbildungskraft nicht fassen.

Ich befand mich auf dem Wege nach Ancona; beunruhigt, gequält, das Herz von unglücklichen Anzeigen ergriffen; — da hält auf der ersten Post nach Foligno eine Calesche neben meinem Wagen an. Ein Mensch, den ich nicht kenne, steigt heraus. Ich weiß nicht, warum ich zittere. Er kommt von meinen Kindern. „Prinz Napoleon ist krank,“ sagt er mir. — „Er hat die Rötheln,“ rief ich. — „Ja! er „verlangt Sie zu sehen.“ — Bei diesen Worten schrie ich ihm entgegen: „Er ist also sehr „krank!“

Sogleich laß ich umkehren. Der kürzeste Weg soll mich zu meinen Kindern bringen. Ich habe nur einen Gedanken: zu ihnen zu fliegen und

sie zu pflegen, wenn es noch Zeit dazu ist! Ach, ich fühle tief im Innern mich vernichtet!

Der Schlag übersteigt meine Kräfte. Vergebens sagte ich mir: „Ich war schon zu un„glücklich! Es ist nicht möglich! Der Himmel „ist gerecht. Es wäre zu viel! Nein, er wird „nicht sterben! Er wird mir wieder gegeben „werden! Dennoch bin ich ohne Kraft, ohne „Muth!“

Der von Forli gesendete Courier, die Gesichter Aller, die mich umgeben, verkünden mir ein entsetzliches Unglück. Ich wage keine Frage. Selbst die Ungewißheit ist eine Wohlthat! Bei jeder Post höre ich die schrecklichen Worte, die das Volk um meinen Wagen unaufhörlich wiederholt: „Napoleon todt! Napoleon todt!“ Ich höre es, und glaube nicht daran.

Auch ich war todt, gewiß; denn ich fühlte nichts; ich verlangte nichts. Ich weiß nicht, wohin man einen Tag und eine Nacht mich führt. Alles scheint mir gleichgültig.

Unterdessen komme ich nach Pesaro, in das Haus meines Neffen *). Man trägt mich be-

*) Des Herzogs von Leuchtenberg.

wußtlos ins Bett. Hier war es, wo mein unglücklicher Sohn Ludwig sich in meine Arme stürzt, und in Thränen zerfließend mir ankündigt, daß er fortan allein in der Welt sey, daß er seinen Bruder, seinen besten Freund verloren habe, und wenn ich nicht gewesen, auf der Leiche, die er nicht verlassen wollte, gleichfalls gestorben wäre.

Ich kann diese Augenblicke nicht beschreiben. Meine Hand zittert, — es kostet mich Mühe, fortzufahren.

Die Verzweiflung einer Mutter ist ewig! Nichts verringert, nichts besänftigt sie. Der einzige Trost der Mutter ist Hoffnung auf kurze Dauer ihres Lebens!

Doch erinnere ich mich, daß, in diesem schauderhaften Augenblicke, der Zustand, in welchem ich meinen mir gebliebenen Sohn sah, mich zwang, allen meinen Muth zurückzurufen. Es galt, ihn zu retten, — ihn, der den geliebten Gefährten seines Lebens verlor, und auch sterben wollte.

Noch weiß ich nicht, wo ich die Kraft fand, die mir so nöthig war; — ich hatte sie.

Gleich am Tage meiner Ankunft in Pesaro sagt man mir, daß die Oesterreicher vorrückten, daß der Rückzug nach Ancona gehe, und die Behörden von Bologna bereits durchgereist wären, sich dorthin zu begeben.

Wird man glauben, daß bei diesem großen Unglück ich zugeben mußte, es hätte noch schrecklicher seyn können? Mußte ich mir doch fast Glück wünschen zu der Heftigkeit der Krankheit, und daß die Brustentzündung mein armes Kind so schnell getödtet hatte. Sonst hätte ich, um ihn vor den Oesterreichern zu schützen, ihn sterbend in den Wagen setzen müssen, wo dann, mitten in der Todesangst, die Unmöglichkeit zu handeln, und die Furcht vor der Niederlage und vor der Sklaverei ihn gepeinigt hätten!

Sein Bruder würde ihn nicht verlassen haben, und wäre ohne Zweifel zugleich mit diesem Sterbenden gefangen worden.

Dies ist der Gipfel des Unglücks, das mich getroffen hätte, wären die Oesterreicher zwei Tage früher eingerückt, wie sie es in ihren diplomatischen Anzeigen verkündet hatten. Statt dessen konnte mein armer Sohn noch im Tode

träumen, es werde die Sache siegen, der er sich geweiht hatte.

Alle Bewohner von Forli hatten sich bei seinem Leichenzuge eingefunden. Die Stadt hatte Zeit gehabt, ihn zu der Capelle zu begleiten, wo er beigesezt wurde, bis sein Vater ihn würde holen lassen. Am andern Tage war Forli in der Gewalt des Feindes.

Man wird mir glauben: mein Unglück war so vollständig, daß ich mir kein größeres vorstellen konnte.

Meine Kräfte waren erschöpft. Bei meinem Zustande konnte man nicht daran denken, mich in den Wagen zu setzen; und doch mußte man fliehen. Der Präfekt von Pesaro verlangte mich zu sprechen. — „Die Oesterreicher rücken vor, sagte er; noch mehr, man bemerkt Schiffe im adriatischen Meere, welche Truppen an der Küste von Sinigaglia ans Land setzen können.“ — Dann gab es für mich keinen möglichen Rückzug; — ich hatte aber noch einen Sohn, der gerettet werden mußte. Von diesem Gedanken elektrisirt, erwacht mein Muth wieder. Ich verlange Pferde, und lasse mich in

derselben Stunde in den Wagen tragen. In der Nacht komme ich nach Fano und am andern Tage nach Ancona.

Das Palais, das ich bewohnte, ein Eigenthum meines Neffen, liegt am Ufer des Meeres. Die Wellen erhoben sich bisweilen bis zu meinem Zimmer. Ich konnte von hier aus den ganzen Hafen übersehen, und die wenigen schlechten Schiffe zählen, die dort zur Verfügung der Unglücklichen lagen, welche sich durch die Flucht würden retten müssen. Ich fühlte, welcher Gefahr sie auf so zerbrechlichen Fahrzeugen sich aussetzen würden. Und wie dürfen sie noch hoffen, den österreichischen Schiffen auszuweichen? — Nun, ich konnte leicht genöthigt seyn, diesen Gefahren zu trotzen. Denn die Regierung (der Insurgenten) hatte durch keinerlei Anstalt sich gegen den Einmarsch der Oesterreicher vorgesehen; die Vertheidigung war unmöglich. Und weilte ich länger, so konnten sie auf der Straße von Furlo vor mir nach Foligno kommen. Ich mußte aber um so mehr fürchten, ihnen zu begegnen, als mein Sohn, der General Zucchi und die Modeneser allein von der Amnestie ausgenommen waren, welche man bei dem Eintritt ins päpstliche Gebiet proklamirte.

Die Fremden, welche an der Insurrektion Theil genommen, sollten ergriffen und nach der Strenge der Gesetze behandelt werden.

Man kann sich vorstellen, wie groß meine Angst war. So unterbrach eine peinigende Ungewißheit meinen Schmerz. Es war hier nicht zu schwanken: ein Tag, ein Augenblick der Verspätung konnte verderblich werden. Ich mußte über meine Schwäche siegen, und die Reise beginnen, zu welcher ich mich mit so viel Muth entschlossen hatte, weil es die Rettung meiner beiden Kinder galt. Ach, ich konnte die Reise nicht aufgeben, denn noch blieb mir ein Sohn. Aber mein englischer Paß lautete auf zwei junge Männer. Um keinen Verdacht zu erwecken, mußte ich einen Menschen suchen, der als mein zweiter Sohn gelten konnte.

Der junge Marquis Zappi war mehr als jeder andere compromittirt. Neuerlich mit der Tochter des Prinzen Poniatowski verheirathet, war er erwählt worden, von der Regierung in Bologna Depeschen nach Paris zu bringen. Er hoffte noch auf Hülfe von Frankreich, und wußte nicht, wie er dahin kommen sollte. Ich ließ ihn rufen, und sagte ihm: „Wenn Sie

„Vertrauen zu mir haben, so werde ich Sie „bald in den Stand setzen, Ihren Auftrag zu „erfüllen.“ Er willigte ein, sich meiner Leitung zu überlassen, selbst ohne meine Vorsätze zu kennen; denn ich verbarg sie vor Jedermann. Ich selbst traf alle Anstalten für den folgenden Tag. Die Livreen, welche die Leute täuschen sollten, durften nicht vergessen werden, so wenig als die kleinste zur Verkleidung geeignete Einzelnheit. Da meine Maßregeln seit langer Zeit ergriffen waren, so konnte nur meine Schwäche ein Hinderniß seyn. Es kostete Mühe, mich aufrecht zu halten. — Man bereitete ein Bett in meiner Calesche. — Ich dachte nicht an mich. Meinen Sohn zu retten, war mein einziges Geschäft; nachher konnte ich sterben.

Er war traurig, niedergeschlagen, verbarg mir seinen Schmerz, und ließ sich wie ein Kind leiten, — ohne Zweifel, um durch die Sorgen, die zu übernehmen er mich nöthigte, mich wieder zum Leben zurückzuführen. Er schien krank, beklagte sich jedoch nicht. Ich bemerkte es, und ließ einen Arzt rufen, welcher erklärte, daß der junge Mann ein heftiges Fieber habe. Er mußte zu Bette gebracht werden. Man hoffte, daß wenn er einen Tag länger verweilte, er

am andern Tage würde reisen können. So gab es neue Unruhe. Man denke aber, von welchem Schlag ich getroffen wurde, als am andern Morgen statt, wie es Noth that, die Flucht beschleunigen zu können, ich am Tageslichte bemerkte, daß das Gesicht meines Sohnes mit einem Ausschlag überdeckt war. Er hatte die Rötheln.

Jezt rief ich alle Gegenwart des Geistes und allen Muth zu Hülfe, den ich jemals in meinem Leben hatte beweisen können. Auf der Stelle lasse ich den Arzt kommen, mich ihm anzuvertrauen. Ich lasse den von allen Behörden unterzeichneten Paß meines Sohnes zu einer Reise nach Corfu holen. Auf einem schlechten Schiffe, das einzige, das segelfertig war, lasse ich einen Platz für ihn miethen, und das Gerücht verbreiten, ich wäre krank. Das Bett meines Sohnes lasse ich in dem Cabinet neben meinem Zimmer aufschlagen. Hier, knieend, das Haupt in meinen Händen, übergebe ich der Vorsehung die Sorge für sein Schicksal.

Meine Domestiken erfüllen alle meine Befehle. Sie begeben sich auf das Schiff, und kommen von demselben in anscheinender Geschäf-

tigkeit, wodurch sie die Neugierigen mit der angeblichen Einschiffung täuschten. Ohne die Raschheit dieser Anordnungen wäre alles entdeckt worden. Am andern Tage war es keine Zeit mehr. Abends spannt das leichte Fahrzeug die Segel, und kein Mensch zweifelt, daß es meinen Sohn hinwegführt.

Er ist seiner Seits genöthigt, im Bereich seiner Feinde zu verweilen. Die kleinste Indiscretion kann ihn verderben; Alles ist zu fürchten. Und um die Unruhe noch zu vergrößern, kommt ein Courier an, den mir mein armer Mann sendet. Selbst in Verzweiflung, glaubt er, ich sey der meinigen überlassen. Er schreibt mir: „Retten Sie den Sohn, der uns bleibt. „Er muß sich einschiffen.“ — Er will alle Anordnungen kennen, die ich getroffen hätte. — Ich kann Keinem, wer es auch sey, das Geheimniß anvertrauen, von dem seine Sicherheit abhängt. Ein Brief kann gelesen, ein Courier angehalten werden. Ich lasse also einen Vater über das zärtliche Interesse, das ihn beschäftigt, beruhigen, und behalte für mich allein alle Unruhe. So diktire ich einen Brief, der erzählt, was alle Welt glaubt, — mein Sohn hätte sich nach Corfu eingeschifft. Ich lasse hinzufügen,

er habe einen Paß unter angenommenem Namen, befinde sich wohl; ich sey für ihn ohne Sorge, und würde ihm folgen, sobald es meine Gesundheit erlaube.

In derselben Nacht war das Meer in furchtbarem Aufruhr; die Wellen schlugen bis an meine Fenster, so daß es mir ein größerer Trost seyn mußte, meinen Sohn im Bette am Fieber leidend zu wissen, als auf dem tobenden Meere, das mich mit Entsetzen erfüllt haben würde, hätte er ihm in dieser Nacht trotzen müssen.

Dieser schreckliche Wind aber hat die Barke, die sich ihm anvertraute, gerettet, und sie gerade nach Corfu gebracht. Die Oesterreicher haben sie nicht erreichen können.

Mitten in diesen neuen Qualen hatte mich Graf Armandi besucht, und mir gesagt: „Die „Nicht-Intervention hat uns zu Grunde ge„richtet. Wir täuschten uns mit der Hoffnung, „Frankreich werde sie aufrecht erhalten. Jezt „muß man darauf verzichten. Die Staaten des „Papstes sind ohne militärische Macht, ohne „alles Material. Wir müssen weichen, und

„wenigstens diese interessante Jugend retten,
„die sich compromittirt hat, und jezt von Neuem
„die Gefängnisse füllen würde.“

Man hat, wie er mir berichtete, durch die Revolution nahe an 20,000 Gefangene befreit. Wenn der General Armandi mich dessen nicht versichert hätte, würde ich Mühe gehabt haben, es zu glauben. — Von der Rückkehr der päpstlichen Macht war also Alles zu fürchten. Deshalb verstand sich der General, wie er es mir erklärte, mit dem Cardinal Benvenuti, welcher einige Zeit vorher in Ancona war unter Aufsicht gesezt worden, um ihn dem Hasse des Volkes zu entziehen. Der Cardinal erhielt jezt seine Freiheit, und durfte wieder die Zügel der Regierung ergreifen, unter der Bedingung, daß er Pässe allen denjenigen ertheilte, die nach Frankreich fliehen wollten.

Die jungen Leute schrieen über Verrath. Sie wollten fechten, und man nahm ihnen alle Mittel, sich tödten zu lassen. — Man kann sie nicht anklagen, daß es ihnen an Muth gefehlt; denn ohne Munition, ohne Vertheidigungsmittel kämpften sie muthig bei Rimini gegen die an Zahl überlegenen Oesterreicher, die an Italien

gewöhnt waren, und deren Sieg nicht zu bezweifeln war.

Wir sahen hier alle Trümmer dieser kleinen Armee. Sie flohen nach Ancona, in der Hoffnung, dort Widerstand leisten zu können. An den Thoren erfuhren sie, die Stadt sey der päpstlichen Behörde zurückgegeben. Ich bin ihnen die Gerechtigkeit schuldig zu sagen, daß die Unfähigkeit zu fechten, worin man sie versezte, ihnen empfindlicher war, als der Verlust ihrer Hoffnungen. Mein kranker Sohn, der so viel verloren, so viel für die Freiheit Italiens geopfert hatte, nahm um so größern Antheil an diesem Schicksal; ich war Zeüge, wie er über den unglücklichen Ausgang, und über die Unmöglichkeit seufzete, in welcher er sich befand, dieser Freiheit dienen zu können.

Hier war es, wo ich alles Unglück vor Augen hatte, das sich im Gefolge einer Niederlage befindet. Diese hoffnungsvolle Jugend hatte keine Wahl als zwischen Gefangenschaft oder Flucht. Man hatte ihr verboten zu kämpfen und zu sterben. Die Thoren der Stadt öffneten sich einen Augenblick die Flüchtigen aufzunehmen, die nur so viel Zeit hatten, als nöthig war,

einen Paß zu nehmen und sich einzuschiffen. Befehle von Rom konnten diese Wohlthat widerrufen, die, ohne von dort dazu befugt zu seyn, zugestanden wurde. Sie sahen sich also zwischen zwei ihnen feindlichen Regierungen gestellt, denn die Oesterreicher sollten in zwei Tagen Herr von Ancona seyn. Die Abgeordneten des Legaten, die leztern die Unterwerfung der Stadt ankündigten, und sie baten, nicht weiter vorzudringen, fanden kein Gehör. Man mußte gefaßt seyn, dem Gesetz des Siegers sich zu unterwerfen.

Zwei Schiffe blieben im Hafen als einzige Zuflucht aller dieser Unglücklichen. Wird man es glauben? Der Preis für einen Plaz in diesen Fahrzeugen wurde im Verhältniß zu der Noth gesteigert. Den jungen Leuten, welche für die Freiheit Vermögen, Familie, alle Freuden des Lebens verlassen hatten, wurde es bei den hohen Preisen, großen Theils unmöglich, die Ueberfahrt zu bezahlen. Viele wendeten sich an mich, und ich war glücklich genug, ihnen nützlich seyn zu können.

Der Zufall hatte gewollt, daß ich ein kleines Landgut in der Marchen besaß, und es zu vergrößern gewünscht hatte. Ehe ich eine Ahn-

ung von den gegenwärtigen, traurigen Ereignissen haben konnte, hatte ich einige Renten verkauft, und das Geld dafür an den Einnehmer meines Neffen geschickt. Dieser wohnte in dem Palais, worin ich mich befand. Er hatte die Bedürfnisse meiner Kinder befriedigt, und jezt konnte ich noch so vielen Unglücklichen Hilfe leisten. Ich gab alles, was ich hatte, und behielt nur so viel, als ich zur Reise brauchte.

Ich darf nicht verschweigen, daß ich in meinem Unglück Dienstanerbietungen und Beweise von Ergebenheit erhielt, die ich niemals vergessen kann. Madame * * * besuchte mich einigemal in Rom; ich kannte sie wenig, aber mein Unglück rührte sie so sehr, daß es keine Art von Dienstleistung gab, die sie mir nicht hätte erweisen wollen; ihr ganzes Vermögen stand zu meiner Verfügung. — Auch Hr. v. Bressieux schrieb mir, daß, wenn ich seiner bedürfe, er, obgleich neuvermählt, zu meinen Befehlen sich stellen würde. Lange habe ich für so viel Eifer und Hingebung nicht danken können, doch stets in meinem Herzen die Erinnerung daran bewahrt.

Um ein Beispiel von dem Jammer zu geben, der mich umgab, will ich nur die unglück-

lichen Modeneser anführen. Mit einer Tapferkeit, die eines bessern Schicksals werth war, hatten sie in einem Hause eine Belagerung gegen einen Soldatenhaufen des Herzogs von Modena ausgehalten, und zulezt, da das Volk ihnen zu Hülfe kam, die Oberhand behalten. Menschlich im Siege, hatten sie ihre Feinde geschont und das Leben des Herzogs beschüzt. Jezt waren sie ohne Hülfe; und da sie von der Amnestie ausgenommen, hatten sie keine andere Aussicht als das Blutgerüst. Zu zahlreich und zu arm, um sich einzuschiffen, wagten sie es zu Fuß zu entfliehen und durch die Gebirge Livorno zu erreichen. Mit dem Gelde, das ich ihnen geben ließ, richteten sie sich so ein, daß ein Piaster auf den Mann ihnen bis zu ihrer Bestimmung genügen konnte.

Das Elend durchbohrte mir das Herz. Jedes Unglück fand in meiner Seele ein Echo, und es that mir wohl, meine Schwäche zu überwinden, um so viel Leiden mildern zu können. Zwei Brüder trauerten, sich trennen zu müssen; sie konnten nur *einen* Platz auf dem Schiff, das unter Segel ging, bezahlen. Ich erfuhr es, und schickte durch Hrn. v. Zappi das nöthige Geld, um sie zu vereinen. Es ist so süß, nütz-

lich zu seyn! Ach, nicht der Schmerz vertrocknet das Herz! Ich stand auf dem Gipfel des Unglücks, und war noch fähig fremdes zu fühlen.

Aus meinem Fenster sah ich das Schiff, das den Rest dieser tapfern Jugend hinwegführte; sie war freilich unklug, denn sie hatte ihre Mittel nicht berechnet. Aber die Klugheit ist selbstsüchtig. Werfen wir der Jugend nicht ihre Fehler vor, wodurch ihre glänzenden Eigenschaften nur mehr erhöht werden. In diesen uneigennützigen Gemüthern liegen noch die Keime des Adels der Menschheit.

Zucchi, ein alter ausgezeichneter General in der Armee meines Bruders, hatte sich in die Revolution geworfen. Aller seiner Anstrengungen ungeachtet, und obgleich man vollkommenes Zutrauen zu ihm hatte, da man ihm die Dictatur geben wollte, blieb er in der Nähe von Modena, um dort zu kämpfen; denn er hatte nicht die Zeit gehabt, in Bologna ein Regiment zu bilden. Er hatte so eben bei Rimini den Rückzug begünstigt, und begab sich nach Ancona, in der Absicht, die Stadt zu vertheidigen; hier aber wurde er genöthigt, dem allgemeinen Schicksal sich zu unterwerfen. Für ihn gab es keine Am-

nestie; die Erbitterung der Oesterreicher gegen ihn war bekannt. Er schiffte sich auf dem unsichern Fahrzeuge ein, welches allein noch im Hafen geblieben war. Das Meer war unbeweglich, es rührte sich kein Wind, doch galt es, sich von der Küste zu entfernen. Die feindliche Armee rückte vor. — Endlich sah ich, wie das Schiff langsam das Weite gewann, wie es verschwand. Ich athmete wieder; denn ich vergaß die österreichischen Flottillen, und glaubte, sie wären leichter zu vermeiden, als die vorrückende Armee. Ich hielt die Flüchtigen für gerettet.

So sah ich mich allein in der Mitte der Gefahren. Meine Schwäche war verschwunden. Die Spannung der Nerven gab mir eine, freilich nur künstliche, doch unglaubliche Stärke. Mein Puls war krampfhaft, mein Ansehen ruhig. Ich verließ das Bett meines Sohnes nicht, schwebend zwischen der Furcht, seine Krankheit möchte ernsthaft werden und große Sorgfalt fordern, und zwischen der vielleicht noch größern Angst, er könne in die Gewalt der Oesterreicher gerathen; denn die Befehle waren förmlich, und er von der Amnestie ausgeschlossen. In meiner Stellung zwischen diesen peinlichen Besorgnissen, war es

mir gelungen, den Gefahren mit kaltem Blute ins Gesicht zu sehen.

Die Avantgarde rückte in Ancona ein. Das Palais, das ich bewohnte, das schönste in der Stadt, wurde zur Aufnahme des Obergenerals und seines Stabes bestimmt. Ich hatte dies erwartet, und mir nur einige Zimmer vorbehalten. Alle Säle hatte ich abgegeben, damit sie dem General zur Wohnung dienten. Auf solche Art war ich gänzlich von Oesterreichern umgeben. Eine von meiner Seite verschlossene Doppelthür trennte mich von dem Obergeneral; ich hätte seine Gespräche hören können, — so nahe waren wir einander. Von der andern Seite weilten die Soldaten mit meinen Domestiken in meinem Vorzimmer.

Der kommandirende Offizier der Avantgarde, welcher die Quartiere ausgesucht, hatte alle Wohnzimmer verlangt. Die Frau des Einnehmers meines Neffen, die allein in meinem Vertrauen war, hatte ihm lange widerstanden, und mich endlich genannt. In dem Augenblick beruhigte er sich, und erkundigte sich mit Theilnahme nach meinem Befinden. Der Zufall wollte, daß dieser Offizier derselbe war, der im Jahr 1815,

als ich und meine Kinder bei Dijon in Gefahr waren, mir von dem österreichischen General zur Beschützung gegen die Wuth einer Partei gesendet war. Ach, ich erinnerte mich meines damaligen Kummers, Franzosen fürchten zu müssen, und zu sehen, daß die Feinde Frankreichs meine Beschützer gegen meine Landsleute geworden!

Bei dem österreichischen Obristen fand ich jezt jenes Wohlwollen wieder, das man stets denen gewährt, denen man sich einmal verbindlich gemacht. Nachdem man sich überzeugt, daß mein Sohn seit zwei Tagen abgereist, und ich allein, krank und unglücklich zurückgeblieben sey, gab es keine Art von Aufmerksamkeit, die man mir nicht erwies. Der Obergeneral wünschte mich zu sehen; ich antwortete, daß ich ihn empfangen würde, sobald meine Gesundheit es mir erlaubte.

Unterdessen nahm die Krankheit meines Sohnes ihren natürlichen Verlauf. Meine Wachsamkeit wurde dabei um so thätiger. Jede Kleinigkeit konnte uns verrathen. Wenn er hustete, war ich genöthigt, ihm den Mund zu schließen. Ich hinderte ihn, zu sprechen; eine

Männerstimme hätte leicht von den Leuten, die uns umgaben, gehört werden können.

Wird man es glauben? Die Offenherzigkeit hat für mich so hohen Werth, daß ich mir fast Vorwürfe machte, diejenigen zu täuschen, die mir Vertrauen bewiesen. Indessen denkt man wohl, daß diese Vorwürfe nicht so weit gingen, den Oesterreichern zu entdecken, was ihnen zu verbergen so nothwendig war. So viel aber ist gewiß, daß ich zufriedener gewesen wäre, wenn sie sich weniger freundlich gegen mich betragen hätten.

Das erste Wort der Oesterreicher bei ihrem Einmarsch war eine Erkundigung nach dem General Zucchi. Man suchte ihn überall. Sein Unglück war indeß schon entschieden und nur zu gewiß. Das Schiff, das mit wenigem Winde abgesegelt war, wurde von den österreichischen Fregatten genommen und zurückgeführt.

Man nahm eine Prüfung mit dem Gefangenen vor. Zucchi, obgleich er seinen Namen verändert hatte, überlieferte sich selbst, in der Hoffnung, seine Unglücksgefährten zu retten. Sein Betragen bewies Muth und Standhaftigkeit.

Ich kannte den General Zucchi nur durch den Ruf; mußte ihn aber seufzend bedauern, als ich sah, wie er und die andern Italiener, trotz der verkündeten Amnestie, gefangen nach Venedig geführt wurden.

Lebhaft ergiff mich zugleich der Gedanke an die furchtbare Unruhe meines Mannes, wenn er erführe, daß eins der Schiffe, die von Ancona abgesegelt, genommen wurde. Er konnte glauben, sein Sohn befinde sich auf demselben. Er kannte die dann drohende Gefahr; der österreichische Minister in Florenz hatte sie ihm nicht verborgen. Ich fand kein anderes Mittel ihn zu beruhigen, als daß ich ihm von der Hand seines Sohnes ein Wort, aus Corfu datirt, schreiben ließ, wodurch er ihm seine Ankunft ankündigte, und ihn bat, seinetwegen unbekümmert zu seyn; er fügte hinzu, daß er erst aus England ihm wieder schreiben würde.

Wenn es erlaubt ist, zu betrügen, so ist es gewiß in diesem Fall. Meine Absicht wurde ohne Zweifel erreicht: ich beruhigte einen unglücklichen Vater. Doch verzieh man mir später nicht diese Täuschung. Die ganze Familie meines Mannes vereinigte sich, mich zu tadeln, daß ich

einen Sohn verleitet hätte, seinen Vater auf einen Augenblick zu betrügen. So nannte man es. Ich bereue es aber nicht. Wie immer folgte ich dem Antrieb meines Herzens, und im gleichem Fall würde ich noch heute nicht anders handeln. Ich übernehme für mich jede Angst, ich weiß, was sie Schreckliches hat, bin aber glücklich, wenn ich sie andern ersparen kann. Man urtheile übrigens, ob in der Lage, in welcher ich mich befand, ich in Briefen, die der Post anvertraut werden mußten, die Wahrheit sagen durfte, ohne mich der Gefahr auszusetzen, meinen Sohn aufzuopfern? Und sollte ich einem Vater, der in Verzweiflung war, der schrecklichen Furcht überlassen, den einzigen Sohn, der ihm noch blieb, verloren zu haben?

Der Arzt erklärte endlich nach acht Tagen, daß mein Sohn im Stande sey, die Reise anzutreten.

Ich empfing damals den Besuch des General-Lieutnants, Freiherr von Geppert. Sein Betragen gegen mich kann ich nur loben. Er sah in mir nur die unglückliche Mutter, deren peinliche Sorgen er doch in ihrer ganzen Größe sich nicht einbilden möchte. Ich sprach mit ihm von

meiner nahen Abreise, und von meiner Absicht, mich in Livorno einzuschiffen, um in Malta meinen Sohn zu finden, und mit ihm nach England zu gehen.

Ich mußte mitten durch die österreichische Armee gehen, ließ also den General um einen Passierschein von seiner Hand bitten, doch so, daß kein Name dabei genannt wurde. Der Ostersonntag war zu meiner Abreise bestimmt. Ich äußerte den Wunsch, in Loretto die Messe zu hören; um dies zu können, mußte ich früh abreisen.

Man kann sich vorstellen, daß ich in dieser Nacht mich nicht dem Schlaf überließ. Meine Befehle waren für sieben Uhr Morgens gegeben; und um vier Uhr, als alles im Palais schlief, gab derjenige meiner Bedienten, der unter dem Vorwand, krank zu seyn, in Ancona zurückbleiben sollte, seine Kleider meinem Sohne. Der junge Zappi, der bei einem, seiner Familie ergebenen, Freunde sich verborgen hatte, und Abends vor unserer Abreise sich bei uns eingefunden hatte, zog gleichfalls eine Livree an. Als Alles fertig war und mein Courier die Postpferde bereit hielt, ging ich schweigend durch

mein Vorzimmer — mitten durch die schlafenden Oesterreicher. Nur die Wache sah uns abreisen. Es war kaum Tag. Ich fuhr durch die Thore der Stadt, wo mein Paß untersucht wurde, ohne daß Jemand sich meine Kriegslist einbildete.

Mein Sohn saß auf dem Bock meines Wagens, und der junge Zappi hinter dem Wagen meiner Kammerfrau. Als wir endlich die große Landstraße erreichten, wo die Sonne zu scheinen begann, wünschte meine junge Dame sich schon Glück, daß wir der ersten Gefahr entgangen waren; ich aber, von Furcht und Gedanken gepeinigt, wagte noch nicht, mich der Hoffnung zu überlassen.

Wie viel Hindernisse waren noch zu überwinden! Im ganzen Lande, das wir durchreisten, waren wir bekannt; wir mußten die Unvorsichtigkeit der Freunde nicht weniger fürchten, als den Verdacht der Feinde. Durften wir hoffen glücklich das Ziel zu erreichen? In solcher Lage ist es dem Menschen Bedürfniß, auf den Schutz der Vorsehung zu bauen; sie hilft uns, unterstüzt uns, und verdoppelt unsern Muth!

Ich hatte mich gewöhnt, alle Morgen Jedem seine Rolle anzuweisen, und ihm die nöthige

Vorschrift zu geben; Keinem aber verrieth ich meine Pläne. — Am schwersten war es, zu wissen, in welcher Gegend man hinreichend unsere Spur würde verloren haben, so daß ich meinen Paß bei Seite legen und den englischen Paß zur Hand nehmen könne. Auf diesen sezte ich meine ganze Hoffnung. Ich verlor keinen Augenblick, ohne über alle diese kleinen, nicht zu versäumenden Mittel nachzudenken, sie gegen einander abzuwägen.

So kam ich nach Loretto. Ich stieg bei der Kirche aus; mein Sohn folgte mir. Wer hat, nach dem Verlust eines geliebten Gegenstandes, nicht die tiefe Rührung gefühlt, die uns bei dem Eintritt in eine Kirche ergreift? Hierher wird der Mensch bei seiner Geburt getragen, hier übernimmt er die heiligsten Verpflichtungen, und hier betet man für ihn das lezte Gebet. Sodann vergißt ihn die Welt. Aber eine Mutter vergißt nichts; Alles ruft in ihrem Herzen die vielfältigen Rührungen und Erschütterungen zurück; Alles vermehrt ihre Trauer, ihren Schmerz!

Nachdem die Postpferde gewechselt, holte man mich aus der Kirche, und wir reisten

weiter. In Macerata erkannte ein Mensch meinen Sohn, bewahrte aber schweigend die Entdeckung.

In Tolentino, wo viele österreichische Truppen lagen, rettete uns vielleicht der Passierschein des Obergenerals, so wie der Edelmuth eines österreichischen Commandanten. Er hatte keine Ursache, meine Reise aufzuhalten; als daher ein unglücklicher Italiener ihm die Anzeige machte, daß er meinen Sohn in der Verkleidung erkannt habe, antwortete der Offizier blos: „Er sey hier nicht im Dienst, Leute anzuhalten, und übrigens wären unsere Päſſe in Ordnung.“

Von Beschwerlichkeiten erschöpft, ruhte ich, nachdem wir über die österreichischen Vorposten hinaus waren, nur einige Stunden in einem elenden Dorfe. Ich mußte schnell weiter, da zu viel Gefahren uns umgaben.

Wie peinlich war dieser Weg! Ich mußte traurige Erinnerungen entfernen, und mich nur mit der Gegenwart beschäftigen. In Foligno, wo man meinen Sohn leicht erkennen konnte, hatte der Courier Befehl, die Pferde ausserhalb der Stadt hinzubestellen. — Ich kam auch durch

Perugia, das ich kurz zuvor so heiter, so glänzend gesehen hatte; jezt war es schweigend, todtenstille, sich selbst überlassen und ohne Hoffnung: es erwartete den Feind. Die im Augenblick der Insurrektion eingesezten Behörden, benuzten die Amnestie, um sich in Livorno nach Corsika einzuschiffen.

Auf kurzer Strecke kam ich durch befreundetes Land; aber es war Toskana, das mir auch furchtbar wurde. Meine Kinder waren dort so bekannt! Troz der Güte des Großherzogs, durfte seine, unter dem Einfluß Oesterreichs gestellte Regierung ihnen nicht verzeihen, daß sie die Aufsicht getäuscht und sich für eine feindliche Sache erklärt hatten. Wir mußten also in der Nacht diese Grenze passiren, wo man uns auskundschaften konnte. Ich verweilte noch einmal in einem schlechten Dorfe, um erst gegen zwei Uhr nach Mitternacht an die toskanische Grenze zu kommen.

Hier meldete mir mein Courier, daß man meinen Paß nicht unterschreiben wollte; der Polizei-Commissär, eigens zu diesem Geschäft von Florenz hergesendet, habe den ganzen Tag damit zugebracht, die verschiedenen Reisenden

in Augenschein zu nehmen, und sey jezt, sich auszuruhen, nach einem Landhause gegangen, das eine Stunde entfernt lag; ohne seine Erlaubniß könne Niemand die Grenze passiren. Dies war hinreichend, mich zur Verzweiflung zu bringen; denn auf der lezten Post war mein Sohn erkannt worden, daher mich jedes Wort erschreckte, wenn der Postillion mit dem Mautbedienten sich unterhielt.

Nachdem ich einen Augenblick nachgedacht, schickte ich meinen Courier zu Pferde mit dem Passe zu dem Polizei-Commissär, und schärfte ihm ein, was er sagen sollte. Eigentlich war dieser Aufenthalt eine Art Glück, denn so wie der Commissär erfuhr, daß ich hier sey, wollte er durchaus sich sogleich auf den Weg machen, und sagte wiederholt zu dem Courier: „Sie „schwören mir, daß ihr Sohn nicht bei ihr ist; „ich habe den strengsten Befehl, ihm den Eintritt ins Toscanische nicht zu erlauben." — Mein Courier versicherte, mein Sohn habe sich eingeschifft, und ich gehe nach Livorno, um mit ihm in Malta wieder zusammen zu kommen; ich sey übrigens sehr leidend, und würde mich wahrscheinlich vierzehn Tage in der Nachbarschaft aufhalten, die Bäder zu brauchen. Er erkun-

digte sich sogar bei dem Commissär nach den Verhältnissen der Gegend, worauf aber dieser nicht zu antworten wußte, da er erst den Abend vorher angekommen, und von Florenz nur geschickt worden, die Personalpolizei zu übernehmen, und diejenigen Insurgenten aufzuzeichnen, denen man den Durchzug durch das Großherzogthum erlaubte; er wiederholte dabei, daß mein Sohn ausdrücklich ausgenommen sey. Mein Courier machte ihm glauben, ich würde die Nacht in Camuccia bleiben, auf der nächsten, wenig von hier entfernten Post. Da er diesen Angaben traute, und sich in wenig Stunden von der Wahrheit derselben überzeugen konnte, so unterzeichnete er den Paß, und ich konnte meinen Weg verfolgen.

Durch diese Umstände erschreckt, zweifelte ich nicht, daß der Commissär am andern Morgen früh nach Camuccia kommen würde. Ich hatte wirklich die Absicht gehabt, dort von so viel Beschwerden auszuruhen; jezt sah ich die Nothwendigkeit, darauf zu verzichten, und muthig weiter zu reisen.

In dieser Gegend mußte ich die große Strasse verlassen. Da ich überdem fortan nur kurze

Tagreisen machen konnte, um Siena zu erreichen, so mußte ich Pferde auf zwei Tage miethen. Man denke, wie untröstlich ich seyn mußte, als man mir meldete, daß keine Pferde zu haben wären.

So bin ich denn genöthigt, den Tag anbrechen zu sehen, ehe ich Mittel finde, meinen Sohn den Blicken derer zu entziehen, die, wenn sie ihn entdecken, ihn zurückweisen oder seinen Feinden überliefern werden. Abermal eine der peinlichsten Crisen, die ich zu überstehen hatte.

Das Wirthshaus war mit Leuten angefüllt, die, eine Zuflucht zu suchen, nach Corsika gingen; wir mußten uns vor ihren Augen mit eben so viel Sorgfalt verbergen, als vor denen anderer Leute, die weniger wohlwollend waren. Eine Indiscretion konnte meine Angst noch vermehren. Ich blieb also im Wagen, den Ausgang zu erwarten — ich kann nicht sagen mit Geduld, denn niemals wurde mir die Zeit so lang, und nie war meine Aufregung größer. Mein Sohn, schwach und leidend wie er war, von Schmerz gebeugt, und gleichgültig über sein Schicksal, war auf einer steinernen Bank an der Strasse eingeschlafen.

Endlich nach zwei Stunden hatten sich die Pferde erholt, und der Führer willigte ein, uns bis zu einem andern Dorfe zu führen, wo man bei den Bauern Pferde zu finden hoffte.

Es wurde Tag als wir durch das schöne Thal di Chiana fuhren. Nichts hinderte unsere Reise, und endlich konnten wir die Nacht in einer kleinen Stadt in der Nähe der Mineral-quellen ausruhen. Die Natur war erschöpft: ohne diese Nacht, wo das Uebermaß der Ermüdung mir ein wenig Schlaf verschaffte, wäre ich vielleicht gestorben.

Aber ich mußte noch durch Siena, wohin ich jedes Jahr auf der Reise nach Rom gekommen war. Wurde ich dort unter dem angenommenen Namen erkannt, so war Alles verrathen. Es war kein Augenblick zu verlieren. Wenn der Polizei-Commissär meine Durchreise nach Florenz berichtete, so könnte man mir auf meinem Wege Aufpasser nachsenden; mein Mann selbst könnte mir einen Courier senden, meine Plane zu erfahren, und mir die seinigen mitzutheilen. Ich mußte also Siena ohne Zeitverlust passiren, und zwar am hellen Tage, unter m e i n e m Namen; ich mußte die Nacht benutzen, und auf Seiten-

wegen fahren, damit meine Spur verloren werde; dann erst durfte ich meinen neuen Paß zu Hülfe nehmen.

Die Landkarte, die ich jeden Augenblick zu Rathe zog, war mir von großem Nutzen; in Siena aber galt es, meinen Sohn den Blicken zu entziehen. Wir kamen überein, daß er vor der Stadt absteigen und den Weg um die Stadt nehmen sollte; beim Hinausfahren würde ich ihn dann wieder aufnehmen. Im Augenblick der Ausführung dieses Planes erinnere ich mich, daß Siena eine sehr steile Lage hat, daß also vielleicht kein Weg um die Stadt führt. Die Furcht, meinen Sohn auf freiem Felde zu wissen, während die Polizei alle Verbannten auf ihrer Durchreise beobachtet, er also angehalten werden konnte, ließ mich diesen Plan wieder aufgeben. Ich zog es vor, daß er innerhalb der Thoren absteige, während mein Paß unterschrieben wurde; durch die Stadt, dachte ich, würde er den Weg leichter finden, und auf der großen Strasse, die nach Florenz führt, mich erwarten können.

Es war ein Glück, daß er nicht mit mir nach dem Posthause kam, wo es viele Leute gab, die uns kannten, und unter andern englische

Reisende. Um die Verlegenheit aufs äußerste zu treiben, konnte Niemand abreisen, weil keine Pferde zu haben waren. Der Großherzog wurde erwartet. Ich bin von Neuem durch den Gedanken gepeinigt, daß mein Sohn mich vergebens erwartet, daß, in seiner Ungeduld, mich nicht zu sehen, ihm leicht einfallen könnte, mich aufzusuchen. Mein Courier beredet durch die Macht des Geldes unsere Postillione, uns bis zur nächsten Post zu fahren. Sie willigen ein, wollen aber sich zwei Stunden aufhalten, um ihre Pferde zu erfrischen. Wir können jedoch nicht in Siena bleiben; endlich lassen sie sichs gefallen, uns nach einem schlechten Wirthshause ausserhalb der Stadt zu führen; dort wollen sie ausruhen.

Nach einer Zeit, die mir unermeßlich schien, können wir uns endlich auf den Weg machen, um meinen Sohn aufzusuchen. In der großen Strasse war das Pflaster aufgerissen, daher wir einen Umweg nehmen mußten. Es schien, als sollte uns keine Widerwärtigkeit erspart werden. Der Ort des Rendezvous war bereits überschritten und ich kam an das Thor der Stadt ohne meinen Sohn gesehen zu haben. Wir hatten uns freilich lange aufgehalten; was ist aber aus ihm geworden? Hat er sich in der Stadt ver-

irrt? Ist er angehalten worden? Meine Angst war so groß, daß ich noch heute nicht, ohne bewegt zu seyn, daran denken kann. Endlich sehe ich ihn kommen; er springt hinten auf den Wagen, und wir erreichen die schlechte Schenke.

Da ich genöthigt war, zwei Stunden vor dem Thor zu bleiben, so hatte ich große Furcht, den Großherzog vorbeifahren zu sehen. Er oder einer von seinem Gefolge konnte meinen Sohn, und besonders Hrn. v. Zappi erkennen. Dies war zu vermeiden. Ich rief lezteren, und empfahl ihm, sich ja zu verbergen, wenn er die Wagen kommen sehe. Wie sehr war ich betroffen, als ich sein Gesicht ganz mit Röthe bedeckt sah, — auch er hatte die Rötheln. Zum Glück war die Hitze groß; sie hatte den Ausbruch erleichtert. Die Gefahr war aber groß, wenn er sich erkältete und die Reise fortsezte. Ich stellte ihm dies vor; es war unmöglich, ihn zum Bleiben in Siena zu bestimmen. Ich ließ ihn also mit einer Decke umwickeln und in den Wagen meiner Kammerfrau zur Seite setzen. So reisten wir ab mit diesem Zuwachs von Sorgen.

Man wußte auf jeder Post, wer ich sey; aber man achtete nicht auf meinen Sohn. Ob-

gleich alle Pferde für den Großherzog zurückgehalten wurden, so verstand man sich doch endlich dazu, uns einige zu geben. Bei Poggibonzi, im Augenblick, wo ich die große Strasse verließ, um einen Querweg zu nehmen, erblickte ich den ersten Wagen des Großherzogs; wir wichen ihm aus.

Ich brachte die Nacht auf diesem Wege zu, der nach Pisa führt.

Bei Anbruch des Tages traf ich meine neuen Anordnungen. Ich schickte meinen ersten Courier nach Livorno. Er sollte sagen, ich würde bald dahin kommen, mich einzuschiffen; vielleicht würde ich aber einige Zeit in einer Villa verweilen, wo ich erkrankt sey; meine Gesundheit würde darüber entscheiden; auch wäre ich noch unentschlossen, ob ich mich nicht in Via-Reggio einschiffen sollte *). Er sollte mit auffallender Geschäftigkeit alle Schiffe untersuchen, und nachdem er laut von meiner Unentschlossenheit ge-

*) Wäre ich genöthigt gewesen, mich in Livorno einzuschiffen, so hätte ich dort nach Malta nur zwei schlechte Fahrzeuge gefunden, das eine mit Salz, das andere mit Kohlen beladen. Mit einem solchen Schiffe hätte ich mich begnügen müssen!

sprochen, in Lucca, wo ich ihn erwartete, wieder zu mir kommen. Zugleich hatte er den Befehl, seinen Paß, der ihn als zu meinem Gefolge gehörend bezeichnete, nicht mehr vorzuweisen.

Ich, meinerseits, kam um fünf Uhr Morgens nach Pisa, wo zum ersten Mal mein englischer Paß vorgewiesen wurde. Der einzige Bediente, der bei mir war, hatte sich in englische Livree gekleidet; mein Sohn und Hr. von Zappi hatten die ihrige ausgezogen; und meine Kammerfrau hatte sich auf den Bock eines meiner Wagen gesezt.

Der Thorschreiber bemerkte, es sey zu früh, als daß wir von Florenz kommen könnten. Man sagte ihm, wir kämen von einer Villa, und wären aufgehalten worden, weil alle Pferde für den Großherzog in Beschlag genommen worden. Wir gaben zugleich den Namen unsers Couriers an, der, durch einen Zufall zurückgehalten, uns folgen würde, und keinen Paß habe. Alles ging gut von Statten.

Endlich kamen wir nach Lucca, wo Hr. v. Zappi sich ins Bett legte und einen Arzt rufen ließ. Seine Rötheln waren so glücklich ausge-

brochen, daß ihm bloß ein warmes Verhalten verordnet wurde. Ich versprach, mich so lange als möglich aufzuhalten, oder, falls Gründe mich zum Weiterreisen nöthigten, meinen zweiten Wagen mit einem Bedienteu zu seiner Verfügung zurück zu lassen, damit er uns später einholen könne.

Ich glaubte hier ganz unbekannt zu seyn; die Ankunft meines Couriers aber erregte einigen Verdacht. Der Wirth des Gasthofes hatte ihn in Rom gesehen, und richtete allerlei Fragen an ihn. Er wurde mit dem Märchen bedient, ich hätte mich nach England eingeschifft, und der Courier reise, im Gefolge einer englischen Familie, nach London, wo er mich wiederfinden würde. — Er beschwor mich indeß, mich nicht sehen zu lassen, weil dieser Wirth uns leicht erkennen möchte. Er habe, hieß es, auf einem Ball in Rom mit meiner Kammerfrau getanzt. Man konnte ihn nicht lange vermeiden, daher mußte der Aufenthalt abgekürzt werden.

Ueber die Krankheit des Hrn. von Zappi, die bereits in der Abnahme war, völlig beruhigt, ließ ich ihm meinen Bedienten und einen Wagen; wir kamen überein, daß ich ihn auf der nächsten Post, in Pietra Santa, erwarten würde.

Hier in einem Gasthofe an der Straße, wo ich völlig unbekannt war, konnte ich zuerst frei athmen. Die guten Leute, bei denen wir wohnten, sprachen, ohne uns zu kennen, mit meinen Domestiken nur von meinem unglücklichen Sohne. Er war hier geliebt, und jeder von ihnen bedauerte sein frühzeitiges Ende.

Ich erinnerte mich, daß ich hier in der Nähe von Seravezza sey, welchen Ort mein Sohn Napoleon oft im Sommer bewohnte. Von hier aus hatte er mir mit Begeisterung von dem Lande und seinen Bewohnern geschrieben. „Es ist ein bevorrechteter Ort, sagte er, der „alle Schönheiten der Schweizer-Natur mit „allen Reizen Italiens vereint."

Man hatte ihn dort so freundlich empfangen; er liebte dort alle Menschen. Dort hatte er ein kleines Landhaus und eine Papiermühle erbauen lassen. Dort ließ er in Marmor arbeibeiten, und hatte alle reizenden Aussichten gezeichnet. Das wenige Glück, das ihm in seinem nur zu kurzen Leben geworden, hier hatte er es empfunden.

Ein Gefühl, das ich nicht bezeichnen kann, ein Gemisch von Liebe und Schmerz fesselte mich

an diese Orte; ich hätte mein ganzes Leben hier verweilen mögen. Alles rief ihn mir zurück — lebend, beseelt, thätig, glücklich. Mein Sohn Louis fühlte denselben Eindruck. Er wiederholte mir oft: „Ach, Mutter, du bist weniger unglücklich als ich; du hast ihn nicht sterben sehen; du kannst dich täuschen.“ Wohl hatte ich geklagt, daß es mir unmöglich gewesen, ihn zu pflegen; dennoch mußte ich das Uebermaß des Unglücks meines lebenden Sohnes vor dem meinigen eingestehen; denn er sollte fortan noch leben — allein, isolirt, getrennt von dem treuen Freunde, — während ich nur zu sterben noch berufen war.

Auf solche Art antwortete sich unser noch zu bitterer Schmerz. An diesem Orte, wo Alles an unsern Verlust erinnerte, sprachen wir davon zum ersten Mal mit größerer Milde. Im gleichen Augenblick wurden wir von dem Verlangen ergriffen, uns den Orten zu nahen, die er so oft, mit Freude im Herzen, besucht hatte.

Ich stüzte mich auf meinen Sohn, und wir beide allein, am schönsten Abend der Welt, gingen ohne bestimmte Absicht gegen das Thal von Seravezza. Die Gegend hat ein so me-

lancholisches Ansehen, daß unsere Seele mehr als gewöhnlich zu sanfter Wehmuth gestimmt wurde. Diese prachtvollen Bäume, diese Thäler, diese Bergströme, diese Marmorfelsen, dieses Meer in der Ferne, und diese milde Luft, machen die Lieblingsgegend meines Sohnes zu einem Zufluchtsorte, welcher für Sammlung des Gemüths und für den Schmerz eigens geschaffen zu seyn scheint. Vom Wunsche getrieben, die Stadt Seravezza selbst zu erreichen, war ich fortgegangen, ohne über Ermüdung zu klagen; bald aber fühlte ich, daß es mir unmöglich sey, weiter zu gehen; es fehlte mir sogar die Kraft zurückzukehren. Ich sezte mich, an einen Baum gelehnt. Mein Sohn lief zu dem nächsten Bauernhause und brachte von dort eine Calessina, eine Art einspännigen Karren, den ein junger Mensch führte. Nach der von ihm erhaltenen Auskunft, waren wir so nahe bei Seravezza, daß, statt zurückzukehren, ich dem Verlangen meines Sohnes nachgab, die von seinem Bruder erbaute Papiermühle zu besuchen. Man zeigte sie uns, so wie die Grundmauern des Hauses, das er erbauen ließ. Der junge Mensch sagte uns ganz leise, der Herr sey nicht mehr, der hier von Jedermann betrauert würde, der so gut für die Armen ge-

sinnt gewesen. Und in der Besorgniß, er könne dem Herrn, den er liebte, schaden, wenn er ihn unter den Insurgenten für todt erklärte, wollte er an der Wahrheit des Gerüchts zweifeln, und suchte, durch das viele Gute, das er uns von ihm erzählte, ihn vor unsern Augen lebendig zu machen. Er konnte die Ursache nicht ahnen, warum wir bei seiner Erzählung so bewegt waren.

Die Nacht kam heran; wir mußten uns auf den Rückweg machen. Bei dem Hause, wo wir den kleinen Wagen genommen, wurden wir von einer jungen schwangern Frau, die ein Kind auf dem Arme trug, angehalten; dringend forderte sie die Calessina zurück. Mein Sohn wollte sich dazu nicht verstehen, und gab ihr Geld. Die junge Frau folgte uns mit den Augen und einer solchen Miene des Unglücks, daß ich den Führer fragte, aus welchem Grunde sie ihr Fuhrwerk wieder haben wolle. „Ihr „Mann, erwiederte er, ist bei der Arbeit, er „wird bald nach Hause kommen; er gibt ihr „nichts, um ihre Kinder zu kleiden; darum „benuzt sie seine Abwesenheit, und vermiethet „die Calessina; wenn er es aber merkt, „schlägt er sie.“ Der Mann mußte auf

unserm Wege uns begegnen; und ich sah schon die arme Frau geschlagen, falls er uns träfe. Ich sammelte also allen meinen Muth, und stieg ab, um zu Fuß den Weg zu machen, weil ich nicht Ursache eines Kummers seyn wollte. Ich hatte einiges Verdienst dabei, denn ich war höchst ermüdet. In der Besorgniß, daß der Mann uns unterwegs aus den Augen kommen könnte, sendeten wir ihm mit seinem Wagen einigen Trost.

Unsere lange Abwesenheit und die einbrechende Nacht hatten unsere Leute so sehr beunruhiget, daß wir sie alle, einer nach dem andern, uns entgegen kommen sahen.

Herr von Zappi vereinigte sich auch wieder mit uns. In dem schönen italienischen Clima fordern die Ausschlagskrankheiten weniger Pflege, als in jedem andern Land. Er war vollkommen hergestellt.

Uns wieder auf den Weg zu machen, war noch tausendfache Vorsicht nöthig. Ein Fremder, der uns Alle kannte, war in der Nacht in unserm Gasthofe angekommen: — der Hofjuvelier aus Florenz. Um seinen Blicken uns zu ent-

ziehen, mußten wir zu Fuß dem Wagen vorausgehen.

Zu den für uns gefährlichsten Stellen gehörte ein Ort, der dem Fürstenthum Modena unterworfen ist! Die sehr begreifliche Angst des Herzogs, seine thätige Polizei, seine Erbitterung, nachdem er sich in Gefahr gesehen, endlich meine eigene Ungewißheit, ob, nach meiner Abreise von Ancona, meine Kriegslist entdeckt worden, — Alles dies war Grund genug, mich zu beunruhigen. Doch fand der englische Paß kein Hinderniß. — Einst war es ein französischer Paß, den man haben mußte, um Achtung und Schutz zu finden!!

Indessen war es sehr kühn von uns, uns sämmtlich für Engländer auszugeben, da, mit Ausnahme meines Sohnes, kein Einziger von uns englisch sprach; auch sein französischer Accent war leicht zu erkennen. Wir hatten Gelegenheit uns bald davon zu überzeugen.

Ein Reisewagen, der uns auf der Landstraße begegnet, hält neben uns an; ein Mann steigt aus demselben, nähert sich meinem Wagen, und weil er hier zwei Damen erblickt,

läuft er zu dem andern. Er glaubt, sich an Landsleute zu wenden, und fragt auf englisch, wo sich der Gesandte Hr. Taylor befände, dem er dringende Depeschen zu überreichen habe. Mein Sohn gibt ihm, in derselben Sprache, die verlangte Auskunft. Er dankt mit den Worten: „Verzeihung, ich habe mich geirrt; ich „hielt Sie für Engländer.“

Endlich kamen wir nach Massa. Hier stand alles Militär unterm Gewehr; man erwartete jeden Augenblick die Ankunft des Herzogs. Er verließ Modena in derselben Stunde, wo man über die Empörer, die in seine Hände gefallen, Gericht hielt.

Mit Schmerz erinnerte sich mein Sohn an Menotti, diesen so patriotischen Italiener, der glänzenden Muth gezeigt, sich großmüthig gegen den Herzog betragen, und von demjenigen, den er gerettet, aufs Blutgerüst geschickt war.

Wir fuhren durch die Stadt, ungeduldig sie zu verlassen. Zu unserm Glück begegneten wir denjenigen nicht, der uns Anlaß zu diesen trübseligen Betrachtungen gab.

In Genua war ein englischer Consul, der jedoch unsern Paß visirte, ohne daß er für nöthig hielt, uns zu sehen. In dem Gasthause fand sich ein Courier, der ein alter Bekannter des meinigen war; man mußte ihm aus den Augen kommen.

In Genua schrieb ich an meinen Mann, und schickte den Brief nach Livorno an einen Banquier, der ihn dort auf die Post geben sollte. In Besorgniß, der Brief *) meines Sohnes könnte verloren seyn, wiederholte ich dieselbe Versicherung: er sey ausser Gefahr, ich würde ihn in Malta finden, und erst von London würden wir ihm Nachricht von uns geben. Auch sagte ich, daß ich mich mit einem Paß unter fremden Namen einschiffen würde: denn ich dachte wohl, daß man in Florenz mein Verschwinden und meine Durchreise unerklärlich finden möchte.

Je mehr ich mich von den Orten entfernte, welche Zeuge der traurigen Ereignisse gewesen, desto mehr verringerte sich die Gefahr. Doch gab es noch oft Gelegenheit uns über das

*) Jener, angeblich aus Corfu datirte Brief.

Erkanntwerden besorgt zu machen. Einmal war es ein Engländer, der mich vielleicht in Rom gesehen; ein andermal sezten uns Kaufleute aus Florenz in Unruhe.

Eines Morgens wurde in einer engen Straße meinem Wagen der Weg durch einen andern gesperrt, in welchem die an Herrn Thayer verheirathete, junge Tochter des Generals Bertrand saß. Sie war meine Pathe und nach der Schweiz gereist, mich zu besuchen. Ihre Domestiken kannten mich; ich aber erkannte sie erst, als unsere Wagen einander vorbeifuhren.

In Niza, wo man die wundervolle, zur Zeit des Kaiserreiches erbaute Straße hinabfährt, hatten alle Couriere, welche hier die Engländer erwarten, um sie in Italien zu begleiten, mich gesehen; der meinige ließ ihnen Wein vorsetzen, während unsere Pferde gewechselt wurden. Jeder Augenblick gab neuen Anlaß zur Vorsicht, man mußte bald Diesen, bald Jenen zu vermeiden suchen. Mein Kopf wurde dabei bis zu unerträglichen Schmerzen angestrengt.

Erst als wir den Fuß auf französischen Boden sezten, als ich das Vaterland wieder

sah, das uns noch verbannt, und wo ein grausames Gesetz uns zum Tode verurtheilt, wenn wir uns dort sehen lassen, — erst hier fing ich an, frei zu athmen.

In Antibes, während man meinen Paß zum Visiren nach der Stadt brachte, stieg ich aus dem Wagen und sezte mich an eine steinerne Bank neben den Zollwächtern. Es that mir wohl, mich auf französischer Erde zu wissen, mit Jedermann meine Sprache reden zu können, von Jedermann gehört, verstanden zu werden. Doch staunte ich selbst, nicht den lebhaften Eindruck zu fühlen, den man sonst bei dem Wiedersehen des Vaterlandes nach vieljähriger Abwesenheit empfindet. Ich erinnerte mich, daß einmal, als ich von Baden kam, mir das Herz schwoll und die Augen sich mit Thränen füllten, als ich den Straßburger Münster wieder erblickte. Ich dachte damals an alle dort zurückgelassenen Freunde, und an die Gräber der Theuren, die ich nicht wiedersehen konnte. Jezt verließ ich, es ist war, ein anderes Grab; ich kam als Fremde, als Flüchtige nach dem so ersehnten Frankreich, wo man mich vergessen hatte. Gleichviel! es war Frankreich; — und gewiß, wäre ich in einem natür-

lichen Zustande gewesen, das Widersehen hätte mich inniger bewegt.

Alles erscheint erloschen in einer mit Leiden schwer beladenen Seele. Der Muth, den ich haben mußte, hatte in mir die Kraft zu empfinden erschöpft. Ich war jezt ruhiger; denn ich that meinen Landsleuten nicht die Beleidigung an, für mein Leben und für das Leben meines Sohnes zu zittern. Ich fühlte mehr den Verlust, den ich erlitten, und der Schmerz übte wieder seine Herrschaft an mir.

Wie viel Betrachtungen beschäftigten meine Gedanken, als ich die Orte wieder sah, die alle mir ein großes Interesse und bedeutende Erinnerungen zurückriefen.

Ich schlief die Nacht in Cannes. Hier landete der Kaiser, als er von Elba kam. Von hier aus, mit einer Handvoll Soldaten, und von der ganzen Bevölkerung getragen, hatte er sich ohne Mühe wieder auf den Thron gesezt, den die Franzosen standhaft vertheidigt, den noch einmal zu verlassen, die Fremden ihn gezwungen hatten. Jezt war das so sehr verleumdete Kaiserreich vergessen! Das Bedürf-

niß der Freiheit schien die Stelle aller Bedürfnisse der Nation einzunehmen. . . . . .
. . . .
. . . .
. . . .
. . . .
. . . .
. . . .
. . . .
. . . . *).

In der Absicht, meinen Kindern die Liebe zum Vaterlande, ohne Haß gegen Menschen, einzuflößen, mußte ich ihnen seit ihrer ersten Jugend die Natur ihrer Stellung und die Rechte eines freien Volkes begreiflich machen. Durch große Dienste hatte der Kaiser bei seiner Erhebung auf den Thron alle Stimmen vereint. Das Volk, das gibt, hat auch das Recht zu nehmen. Die Bourbons, welche sich für Eigenthümer halten, können Frankreich als ein ihnen gehöriges Gut zurückfordern. Die Bonaparte sollen sich erinnern, daß alle Macht ihnen nur

*) Diese Lücke findet sich im Original. Es scheint, daß denkende Leser sie leicht ausfüllen werden.
D. Uebers.

von dem Volkswillen verliehen wurde; sie sollen den Ausdruck desselben erwarten, und sich ihm unterwerfen, selbst wenn er sich gegen sie erklärte.

VI.

Mir war nicht unbekannt, daß es in Frankreich noch Menschen gibt, welche glauben, es könne kein anderer Name als jener Napoleons sich mit einer vollkommenen Freiheit vertragen; was vorausging, war zu ruhmvoll, als daß solche Freiheit gefürchtet werden könnte. Die Meinung einiger Individuen aber bildet noch keinen allgemeinen Willen; und sich auf etwas stützen, das nicht die allgemeine Zustimmung für sich hat, ist in meinen Augen nichts als ein Spiel der Intrigue. Auch billigte ich den Entschluß meiner Kinder, nicht nach Frankreich zu gehen, als man sie dahin rief, in der Hoffnung vielleicht, durch ihre Gegenwart Unruhen zu erregen.

Gegenwärtig, wo wir im Lande waren, mußten wir suchen, unerkannt zu bleiben, um den Menschen, welche ihre Wünsche für die Wünsche Aller halten, jeden Vorwand zu rauben, der sie hätte verleiten können, den schönen Namen, den wir führen, zur Aufregung von Unruhen zu mißbrauchen, ihn herabzuwürdigen durch einen Anschein von Intrigue, welche seine Größe zurückweist.

Indem ich mich also ausserhalb dem Bereich der Politik stellte, hatte ich nur eine Art des Betragens zu beobachten. Das Gesetz, dem ich mich unterwerfen mußte, war nur im Interesse des neuen Souverains gemacht worden. Er allein also sollte wissen, daß die Gewalt der Umstände mich gezwungen, es zu verletzen. Daher war es auch meine Absicht, durch Paris blos durchzureisen, und mich dort nur so lange aufzuhalten, als nöthig war, den König zu sehen, ihm meine Ankunft und meinen Wunsch, nach der Schweiz zurückzukehren, selbst zu berichten.

Alle Verhältnisse, in denen ich früher zu ihm gestanden, waren wohlwollender Art. Es war ihm nicht unbekannt, daß ich im Jahr 1815

mich mit dem Schicksal seiner Mutter beschäftigt hatte *); daß Briefe, worin mir gedankt wird, von ihr und von seiner Tante, der Herzogin von Bourbon, in meinen Händen wären **). Als er im Jahr 1814 meinen Bruder sah, sagte er ihm, er sey der Freund seines Vaters zur Zeit der constituirenden Versammlung gewesen. Durch die Großherzogin von Baden hatte er mir sagen lassen, ich könne auf seinen Schutz rechnen. Man hatte mir ihn stets als einen begeisterten Verehrer des Kaisers geschildert, und verkündigte eben jezt, daß er dessen Statue wieder auf die Vendome-Säule setzen lassen würde. Gründe genug, auf einen guten Empfang zu rechnen! Uebrigens mußte die Rechtlichkeit meines Betragens, indem ich freiwillig zu ihm ging, ihm beweisen, daß ich, allen Spaltungen im Vaterlande fremd, mich den Beschlüssen desselben zu unterwerfen wisse.

---

*) Der Kaiser erlaubte der Herzogin von Orleans und der Herzogin von Bourbon in Frankreich zu bleiben; er bestimmte der ersten viermalhundert tausend, und der andern zweimalhundert tausend Franken jährliche Einkünfte.

**) Diese Briefe finden sich am Ende dieser Schrift; sie sind in mehr als einer Beziehung merkwürdig.
D. Uebers.

Mein Sohn, stets von allen meinen Gedanken unterrichtet, billigte sie. Seit wir in Frankreich reisten, bemerkte ich, daß seine finstere Traurigkeit sich in etwas gemildert hatte. Waren wir in einem Gasthofe angekommen, so ging er sogleich aus, wanderte durch die Straßen, besuchte die Caffehäuser, sprach mit Jedermann, der sich ihm näherte, und erzählte mir alsdann mit einer gewissen Lust, wovon er sich unterhalten hatte. An mehreren Orten fragte man ihn über Italien, woher er zu kommen schien. Theilnehmend wollte man erfahren, unter welchen Umständen der junge Napoleon gestorben sey, und war weit entfernt, sich vorzustellen, daß man die Frage an seinen Bruder richtete. — Besonders in den Städten, wo französische Truppen lagen, beeiferte er sich, alles aufs genaueste zu beobachten.

Eines Morgens kam er mit einem Papier in der Hand und zeigte mir einen Brief, den er an den König der Franzosen geschrieben. Ich las ihn; er war gut, doch konnte ich den Schritt nicht billigen. Meine Kinder, gegen welche man jede Rücksicht aus den Augen sezte, welche von allen Regierungen, selbst von denen, die ihrem Onkel Alles verdankten, Herabsetzun-

gen erfahren hatten, bewahrten gleichwohl dem Vaterlande ihre Liebe und Zuneigung. Die Augen stets auf Frankreich gerichtet, unaufhörlich mit den Institutionen beschäftigt, die es frei und glücklich machen können, wußten sie, daß die Völker allein ihre Freunde wären; der Haß der Großen hatte sie hinreichend darüber belehrt. Sich der Wahl des französischen Volks zu unterwerfen, war also Pflicht, aber sich Frankreich zu weihen, war Bedürfniß.

Mein Sohn, von dem Anblick des geliebten Vaterlandes ergriffen, hatte nur einen Wunsch: dort zu verweilen, ihm zu dienen — sey es als gemeiner Soldat. Dies war der Zweck seines Schreibens.

Er war noch weit entfernt, sich zu überzeugen, daß die französische Regierung in Italien und anderswo die Sache jener Völker Preis geben würde, welche ihre Revolution nur nachgeahmt hatten. Meine kalte Vernunft konnte seine Illusionen nicht theilen. Ich zitterte, wenn ich daran dachte, daß ich ihn in die Mitte der Stürme und der politischen Feindschaften gestellt sehen könnte.

Ich erinnerte mich an meinen Aufenthalt in Frankreich im Jahr 1814, — an alle Verleumdungen, welche die Folge davon waren. Vollständige Haltung im Betragen, Uneigennützigkeit, Freimüthigkeit des Charakters, Adel des Herzens, — Alles verschwindet vor einer falschen Stellung *). Ich zeigte meinem Sohn

*) Im Jahr 1814 gab es noch kein Gesetz der Verbannung gegen unsere Familie. Der Wunsch, bei meiner Mutter zu bleiben, und meinen Kindern im Vaterland einen Ueberrest des Vermögens zu erhalten, war Ursache, daß ich in die besondere Uebereinkunft willigte, die zu meinen Gunsten getroffen wurde, und die der Kaiser von Rußland von Ludwig XVIII. verlangte, weil Alexander bereits zweifelte, daß der Vertrag vom 11. April, welcher der Familie des Kaisers Vermögen und Stellung sicherte, seine Ausführung erhalten würde. Vermöge der mit mir getroffenen Uebereinkunft bildete man ein Herzogthum aus allen, um meinen Landsitz Saint-Leu liegenden Gütern. Von diesen hatte ich bereits die Nutznießung seit dem Vereine Hollands mit dem Reiche, nachdem der Kaiser daraus eine Apanage zu Gunsten meines zweiten Sohnes, Louis Napoleons, gemacht hatte.

Um also einen Theil dessen, was mir schon gehörte, zu erhalten, willigte ich in die Errichtung eines Herzogthums, und ließ mich Herzogin von Saint-Leu nennen. Ich fühlte mich glücklich im Vaterlande, unter meinen Freunden blei-

die daraus entstehenden Inconvenienzen. Ich führte als Beispiel jene patriotischen Vereine an, welche Verbreitung des Unterrichts und Verbesserung des Zustandes der untern Volksklassen beabsichten. Diese Vereine entsprachen

ben zu können, in einer Stellung, welche alle Besorgnisse entfernen mußte, die sonst der Name einer Königin, wenn ich ihn beibehielt, eingeflößt hätte. Wie jung und unerfahren war ich, daß ich mir einbildete, hier in Ruhe verweilen zu können! Die Ehrgeizigen begriffen nicht mein Bedürfniß nach Ruhe; sie verstanden nicht, daß es mir erwünscht seyn könne, ins allgemeine Leben zurück zu treten, wo man nur um seiner selbst willen geliebt wird, wo man nicht mehr den Neid und die Bosheit aufregt.

Die Egoisten konnten sich nicht vorstellen, wie es möglich sey, aufrichtig den Glanz aufzuopfern, und noch redliche Wünsche für das Glück des Vaterlandes zu hegen. — Und die Dummköpfe wollten glauben, daß ein schwaches Weib die Macht habe, Revolutionen hervorzurufen, da doch nur die Fehler der Regierung und der Gesammtwille einer Nation dies zu bewirken im Stande sind. — Statt nun die gegen mich übernommenen Verpflichtungen zu erfüllen, nahm man mir mein ganzes Vermögen, und die beleidigendste, wie die lächerlichste Verleumdung war das Resultat eines, allerdings unbedachten Schrittes; denn ich hatte nach meinem Gefühl gehandelt, und man soll nur nach seiner Stellung handeln.

seinen Ansichten, daher er sich ihnen anschließen wollte. Offenbar aber wurden sie von der Regierung gefürchtet, und daher auch bald verboten. — Welche Rolle konnte er jezt spielen? — Endlich glaubte ich durch meine Gründe ihn überzeugt zu haben, daß wir keinen andern Wunsch haben sollten, als nach unserer stillen Einsiedelei, in der Schweiz, zurück zu kehren. Er antwortete: „Ach! nur im Dienste Frankreichs könnte ich wieder ans Leben gefesselt werden.“ Dies Wort verrieth mir, was er zu verbergen suchte, — daß der Tod seines Bruders ihn tief in der Seele verwundet hatte. Dies Wort durchbebte mich mit kaltem Schauer. Sein Leben war mein einziger Zweck, und meine Vernunft, indem sie diesen Zweck verfolgte, schien nur geträumt zu haben. Das Leben hatte für ihn nur Werth unter Bedingungen, die zu erfüllen nicht in meiner Macht waren. — Unmerklich milderte ich nun die Stärke der Gründe, die ich seinem Verlangen entgegengesezt hatte. In Paris, sagte ich ihm, werden wir aus den Rücksichten, die man gegen uns beobachtet, entnehmen, was zu thun ist.

Die ganze Strecke des Landes, die ich durchreiste, war für mich reich an Erinnerungen.

In Nemours rief ich mir das Ende des Jahrs 1809 zurück. Der Kaiser hatte meinen Bruder durch den Telegraphen nach Paris berufen, und bestimmte mich, ihm entgegen zu reisen. Ich erreichte Eugen in Nemours, und hier war es, wo er von mir erfuhr, daß der Kaiser die Scheidung beschlossen habe, — ein unermeßliches Opfer, das meine Mutter dem Glücke Frankreichs und ihrem Gemahl brachte. Ihre Kinder, von gleichen Gesinnungen beseelt, mußten ihrem Beispiel folgen. Mit gleicher Uneigennützigkeit entsagten wir — mein Bruder dem Throne von Italien, der ihm zugesichert war, falls der Kaiser keine Kinder haben würde, und ich dem Throne von Frankreich, dessen einzige Erben damals meine Söhne waren *).

In Fontainebleau wollte ich meinem Sohne den Pallast zeigen, der Zeuge gewesen des größten denkbaren Ruhmes. Diesen Pallast bewohnten wir nach dem Frieden von Tilsit; Feste folgten da auf Feste, und die fremden Fürsten kamen huldigend — Schutz von ihrem Sieger zu erflehen. Der Papst fand sich dort

*) Der König Joseph, des Kaisers ältester Bruder, hatte keine männlichen Erben.

einmal als Freund, ein andermal gezwungen ein. Und der mächtige, große Kaiser selbst, sah dort sich genöthiget, einer Krone zu entsagen, welche so viele Siege, Wohlthaten und Gelübde ihm auf das Haupt gesezt hatten.

Auch konnte ich hier meinem Sohne den Ort zeigen, wo der Kaiser ihn zur Taufe gehalten hatte. — Einige Diener des Schlosses waren noch die alten. Wohl durfte ich überzeugt seyn, daß nach so viel Jahren man mich nicht erkennen würde; doch beobachtete ich die Vorsicht, mein Gesicht unter schwarzem Schleier zu verhüllen.

Mein Sohn erkundigte sich nach Allem, was ihn interessiren konnte.

Oft hörte ich meinen Namen nennen, aus Anlaß der verschieden Zimmer, die ich bewohnt hatte. Offenbar war man hier dem Andenken an unsere Zeit treu geblieben. Ich fand Alles wieder, wie ich es verlassen hatte. Die einzige Veränderung, die mir auffiel, bemerkte ich in dem englischen Garten, den wir gepflanzt hatten, und der so groß und prächtig geworden, daß ich seufzen mußte, wenn ich an die Länge

12

der Zeit dachte, welche die Bäume zum Wachsen gebraucht, — an die Zeit, die mich von dem Vaterlande getrennt hatte. Und ach, noch immer sollte ich fern von ihm leben!

VII.

Endlich befand ich mich an der Barriere von Paris. Ich sezte eine Art Eitelkeit darein, meinem Sohne die Hauptstadt von ihrer schönen Seite zu zeigen. Ihm mußte Alles neu seyn, da er sich kaum der frühern Zeit erinnern konnte. Ich befahl dem Postillon, uns über die Boulevards bis zur Rne de la Paix zu führen, und dann bei dem nächsten Hotel zu halten. Ich fuhr denselben Weg, auf welchem ich sechzehn Jahre vorher, von einem österreichischen Offizier escortirt, Abends die Stadt verlassen hatte. Die Allirten trieben mich eiligst hinaus; denn sie fürchteten mich — das schwache Weib mit ihren zwei kleinen Kindern — so sehr, daß von einer Entfernung zur andern, feindliche Truppen in Waf-

fen aufgestellt waren — wie man sagte, meine Reise zu beschützen. Das Volk aber, damals gedemüthigt und aufgeregt, hatte eine rothe Nelke als Erkennungszeichen gewählt, und war den Alliirten furchtbarer als uns.

Der Zufall brachte uns ins Hotel von Holland. Ich nahm für mich das kleine Apartement im ersten Stock. Hier hatte ich die Aussicht auf den Boulevard und auf die Säule des Vendome-Platzes.

Hr. v. Zappi hatte seiner Frau die Adresse eines meiner alten Kammerdiener angegeben, unter welcher sie ihm Nachricht von sich geben möchte. Gleich nach der Ankunft ging er aus, die Briefe zu holen. Mein Sohn begleitete ihn, da er sicher war, nicht erkannt zu werden. Der alte Diener, Thränen in den Augen, richtete tausend Fragen an ihn, über seinen unglücklichen Bruder und über ihn selbst. Mein Sohn kam ganz bewegt nach Hause.

Während dieser Zeit ließ ich durch Fräulein Masuyer an Herrn France d' Houdetot, Adjudanten des Königs, schreiben und ihm ihre, in Gesellschaft einer englischen Familie, erfolgte

Ankunft in Paris anzeigen; sie gab in dem Briefe den Wunsch zu erkennen, ihn zu sehen, um sich eines Auftrags von mir zu entledigen.

Die Revolutionen, welche die Schicksale der Menschen untereinander warfen und sie zum Spiel des Zufalls machen, hatten es so gefügt, daß fast alle meine alten Freunde und die des Kaisers, den neuen König umgaben. Ich wählte Herrn von Houdetot, obgleich ich ihn wenig kannte, weil ich von seiner gänzlichen Ergebenheit an die Familie Orleans unterrichtet war. Ich hatte oft seine Schwester, die Gräfin Germain, und seine Cousine, Madama Lindsay gesehen, deren Landgut in der Schweiz, in der Nähe des meinigen liegt, und wohin er einigemal gekommen war. In der Unterhaltung mit ihm hatte ich seine Anhänglichkeit an seinen Fürsten, dessen Freund und Adjudant er seit langer Zeit war, schätzen gelernt, sonach erwählte ich ihn als Mittelsperson zwischen dem Könige und mir. Als er den Brief des Fräuleins Masüyer erhielt, war er gerade im Dienst; er antwortete, daß er am folgenden Tage Abends kommen würde.

Ich konnte also den ganzen Tag ausruhen. Am Fenster der kleinen Wohnung sitzend.

vergaß ich, wer ich war, wofür ich floh, und was ich jezt suchen sollte. Ich sah Franzosen vor meinem Fenster hin und herwandern. Ich war in dieser Hauptstadt, wo ich einst Palläste bewohnt hatte. Doch bedauerte ich ihren Verlust nicht. Ich beneidete nicht das Schicksal derer, deren Eigenthum sie jezt waren; mein Ehrgeiz wäre befriedigt gewesen, wenn ich, unbemerkt und vergessen, hier hätte den Rest meiner Tage verleben können.

Ich wollte keine Freundin sehen; ein einziges Zeichen der Theilnahme hätte mich zu sehr erweicht. Es gefiel mir fast die Art von Erstarrung, in welcher ich mich befand; sie war nicht ohne Reiz, denn ich vergaß Alles und begehrte nichts. Dieser, im Vergleich mit dem Schmerz angenehme Zustand dauerte nicht lange. Ich mußte mich mit mir selbst beschäftigen, mit meinen Verhältnissen; ich mußte meine Reise erklären, mußte etwas wollen, während Alles mir gleichgültig war. Solche Anstrengung ward mir peinlich.

Am folgenden Tage nach meiner Ankunft saß ich wieder an meinem Fenster, glaubte alle Vorübergehende zu erkennen, und kein rothes

Band sah ich, ohne mir einzubilden, es ziere die Brust eines alten Freundes. Ich war ganz in der Vergangenheit versunken, als eben ein Leichenwagen vor meinem Hause hält, und mir das Bild der Gegenwart und des Todes, das mir überall folgt, vor Augen stellt. Eine junge Frau, die über mir gewohnt, war ihrer verzweifelnden Familie entrissen worden. Ich mußte die Töne mir so bekannter Schmerzen hören.

Abends kam Herr v. Houdetot, wie er es versprochen hatte. Wie groß war seine Ueberraschung, als er mich sah! Alle über mich erhaltenen Nachrichten verkündeten meine Abreise nach Malta. Alle Briefe meiner Freunde waren dahin adressirt. Mehrere Freunde, beunruhigt bei dem Gedanken einer so weiten Reise, die meiner schwachen Gesundheit schaden könne, hatten Schritte gethan, mir die Erlaubniß durch Frankreich zu reisen auszuwirken, damit ich auf weniger beschwerliche Weise nach England gehen könne. Wenigstens sagte mir dies Herr von Houdetot. Ich machte ihn, mit meinem Unglück bekannt, und mit dem Wunsche, den König zu sehen. Er übernahm den Auftrag, und bewies dabei eine Theilnahme, die mich rührte. Am andern Tage kam er wieder, mir zu sagen, der

König habe laut aufgeschrieen über der Unklugheit, die mich nach Frankreich geführt, und über die Unmöglichkeit, in welcher er sich befinde, mich zu sehen. Hr. v. Houdetot fügte hinzu, da es hier ein verantwortliches Ministerium gäbe, so habe der König meine Ankunft dem Präsidenten des Ministerraths nicht verbergen können; er müsse mir also ankündigen, daß Herr Casimir Perrier zu mir kommen würde.

Ich verberge nicht, daß diese Antwort allen meinen Erwartungen widersprach. Ich war wenig zu frostigen Erörterungen geneigt; jede Anstrengung war mir peinlich. Ich hatte keine Folge in meinen Ideen. Ich hatte nur gewünscht, den König zu sehen, um ihm zu sagen: „Hier „bin ich; ich war genöthigt, durch Frankreich „zu reisen, und will, daß Sie dies nur von „mir selbst erfahren. Wird in der Folge die „Reise bekannt, so werden Sie keine andere „Absicht bei mir voraussetzen, als meinen Sohn „zu retten." Dies war Wahrheit; und ich sagte dasselbe dem Hrn. Casimir Perrier, als dieser einige Stunden später sich mir vorstellte. Ohne Zweifel wurde er überzeugt, denn seine, anfangs ziemlich trockene Manieren änderten sich alsbald.

Unter andern Dingen, worüber ich bei dieser ersten Unterredung mit Hr. Casimir Perrier sprach, sagte ich ihm: „Ich weiß wohl, daß „ich ein Gesetz übertreten habe; ich habe Alles, „was daraus folgen kann, erwogen; Sie ha„ben das Recht, mich verhaften zu lassen; es „wäre gerecht.“ — Er antwortete: „Gerecht „nicht, aber gesetzlich.“ — Endlich verschwand seine amtliche Zurückhaltung, und am andern Tage kam Herr von Houdetot, mich nach dem Palais-Royal abzuholen.

Ich muß anführen, daß der König sich mit Theilnahme erkundigt hatte, ob ich mit Herrn Perrier zufrieden, ob sein Benehmen schicklich gewesen. Da er ihn als einen etwas breiten Geschäftsmann kannte, so fürchtete er, ich möchte wenig von ihm erbaut seyn.

Diese Besorgniß rührte mich, und erhöhte meinen Wunsch ihn zu sehen. Als ich in einem besondern Zimmer, wo ich allein war, mich gesezt hatte, ging Hr. v. Houdetot, mich dem Könige zu melden.

Er war höflich, sogar freundlich. Er sprach mir von der Verbannung meiner Familie, und

wie sie ihm auf dem Herzen laste. „Ich kenne „den ganzen Schmerz der Verbannung, sagte „er, und es ist nicht meine Schuld, daß die „Ihrige nicht bereits aufgehört hat.“ — Ich sprach mit ihm von dem Glück, das ich empfinde, das Vaterland wieder zu sehen; erklärte aber ausdrücklich, daß ich nicht in der Hoffnung gekommen wäre, hier zu verweilen; ich begriffe schwierige Stellungen, wie die seinige seyn müsse, er werde beurtheilen, wann es Zeit sey, daß Frankreich wieder allen seinen Kindern offen stehe. Nur fügte ich hinzu, seine Sache müsse dieselbe seyn, wie jene, die so lange der Ruhm Frankreichs gewesen; es sey so viel Ungerechtigkeit als wenig Politik, wenn unter seiner Regierung ein neues Verbannungsgesetz gegen eine Familie geschleudert würde, welche die Fremden allein aus Frankreich entfernt hatten. Er entschuldigte sich und sagte: Da die gegen unsere Familie ausgesprochene Verbannung ein Artikel desselben Gesetzes sey, das die Mitglieder des Convents getroffen, und da das Land unabweislich die schnelle Zurückrufung der lezteren verlangt, so sey er genöthigt gewesen, den Schein auf sich zu nehmen, als verhänge er eine zweite Verbannung, während er doch nur das schon Ge-

schehene erneuert habe.*). Er fügte jedoch hinzu: „Die Zeit ist nicht ferne, wo es keine Verbannten mehr geben wird; unter meiner Regierung soll es keine geben." Er sprach mir von seiner eigenen Verbannung, von der traurigen Lage, in welcher er sich befunden, indem er genöthigt gewesen, Unterricht zu geben. Ich erwiederte, daß ich dies wisse, und daß es ihm nur zum Ruhme gereiche.

Ich berichtete ihm, daß mein Sohn bei mir sey. Er hatte es vermuthet, und empfahl mir, unsere Ankunft geheim zu halten; er hatte sie selbst seinen Ministern verschwiegen, und es sey ihm daran gelegen, daß unsere Durchreise von

---

*) Der Uebersetzer gesteht, daß er die Entschuldigung Sr. Majestät des Königs der Franzosen, in so fern seine Rede eine Entschuldigung seyn sollte, nicht verstanden habe. Um nun durch seine Ungeschicklichkeit nicht Anlaß zu Mißverständnissen zu geben, glaubt er die Stelle im Orginal hier hersetzen zu müssen; sie lautet:

„Il s'excusa, et me dit que l'exil prononcé contre notre famille étant un article de la même loi qui avait frappé les conventionnels, et dont le pays réclamait impérieusement le prompt rappel, il avait été obligé ainsi de paraître prononcer un second banissment, tandis qu'il n'avait que renouvelé ce qui avait été fait."

keinem Menschen geahnet würde. Ich gab ihm mein Wort darauf, und ich habe es gehalten.

Sodann erklärte er, es würde ihm Vergnügen machen, mich zu verbinden; er bat mich, ihm dazu die Mittel anzuzeigen. „Ich weiß, fuhr er fort, daß Sie gesetzmäßige Forderungen zu machen, und daß Sie deßwegen von dem früheren Ministerien vergebens Gerechtigkeit verlangt haben. Geben Sie in einer Note Alles an, was man Ihnen schuldig ist, und senden Sie diese an mich allein. Ich verstehe mich auf Geschäfte, und erbiete mich Ihr Geschäftsführer zu seyn.“ — Dies sind seine eigenen Ausdrücke.

„Der Herzog von Rovigo, sezte er hinzu, „hat mir gesagt, daß die andern Glieder der „Familie des Kaisers sich in gleicher Lage be„fänden. Ich werde mich glücklich schätzen, wenn „ich ihnen angenehm seyn kann, besonders wün„sche ich, etwas für die Fürstin von Montfort *) „thun zu können.“

*) Die Prinzessin Catharina von Würtemberg, Gemahlin des Königs Jerome, ist die Schwester des regierenden Königs von Würtemberg und die Cousine des Kaisers von Rußland.

„Ach, Sire, rief ich aus, Sie müssen das „viele, an ihnen verübte Unrecht wieder gut „machen; sie sind alle im Unglück. Es ist dies „eine Schuld Frankreichs, die zu bezahlen Ihrer „würdig ist“ *).

*) Der Kaiser hatte alle Kron-Diamanten, selbst den unter dem Direktorium versezten Regenten gekauft; er hatte alle kaiserliche Schlösser wieder hergestellt, vergrössert und mit Möbeln versehen. Das Ganze war aus seiner Civilliste bezahlt worden. Die ausserordentliche Domaine hatte er mit mehreren hundert Millionen, dem Ertrag seiner Eroberungen, dotirt. Als er in Fontainebleau der Krone entsagte, bestimmte er, in dem Vertrag vom 11. April 1814, das Loos seiner Familie, so wie sein eigenes.

Er verzichtete auf alle diese Reichthümer, die sein Privat-Eigenthum waren; er übergab die Kron-Diamanten gegen eine Rente für ihn und für seine Familie, und bestimmte eine Summe, als Lohn für die Ergebenheit einiger Tapfern.

Dieser Vertrag wurde, im Namen Ludwigs XVIII. von Herrn von Talleyrand unterzeichnet, vom Könige ratifizirt und von allen Mächten verbürgt. Niemals aber kam er zur Ausführung; im Gegentheil, Alles was der Familie des Kaisers gehörte, wurde genommen und zurückgehalten. Man bezahlte nicht einmal die Rückstände ihrer Einkünfte, welche der Staatsschatz ihnen schuldig war, und welche, obgleich anerkannt von der Deputirten-Kammer im Jahr 1814, und auf die Liste der

Er sprach auch von meinem Vater, den er genau gekannt hatte, von der Großherzogin von Baden, der er sehr geneigt war, und endlich von der Juli-Revolution, und von seiner Angst, als er den Kanonendonner von Paris vernommen hatte, und daß er genöthigt gewesen, sich mit einer stets schwer zu tragenden Krone zu belasten. „Ich werde aber, fügte er hinzu, alle „von mir übernommenen Verpflichtungen er„füllen.“

Es ist unmöglich, mehr Wohlwollen in Allem, was er mir sagte, zu legen. Dieses Ansehen von Gutmüthigkeit, das ich an ihm bemerkte, und das mir bis zu einem gewissen Grade die Züge des trefflichen alten Königs von Baiern, dessen ich und mein Bruder als eines treuen Freundes sich rühmen konnten, zurückrief, mußte mich zum Vertrauen stimmen.

öffentlichen Schuld übertragen, ihnen nie eingehändigt wurden. Um diese Unredlichkeit zu beschönigen, hörte man nicht auf, das Gerücht zu verbreiten, daß die auf solche Weise nach Belieben Geplünderten aus Frankreich Millionen gezogen hätten. Von dem Vertrag vom 11. April kamen nur jene, die Kaiserin Marie Louise betreffenden Bestimmungen zur Ausführung.

Er entschuldigte sich, mir keinen Besuch machen zu können, indem er sich in einer neuen Lage befände, und meine Reise ein Geheimniß sey. Endlich fragte er mich, ob ich seine Frau und seine Schwester sehen wollte, und zog sich zurück, nachdem er beide herbeigeführt hatte.

Das Ansehen von Güte, Auszeichnung und Einfachheit gefiel mir ausserordentlich an der Königin. Mein Schmerz konnte sich freier aussprechen, einer zärtlichen Familienmutter gegenüber. Ich erzählte ihr, welche Angst ich empfunden, den einzigen, mir gebliebenen Sohn zu retten. Es wurde mir schwer, von etwas anderm zu sprechen, als von dem, was meine Seele füllte. Die Königin verstand mich sehr wohl, und so auch ihre Schwägerin; ihre Theilnahme war so innig, daß ich mich in der Mitte meiner Familie hätte glauben können. Ich war unglücklich, und ihre Tröstungen thaten mir wohl. Wie hätte es mir in den Sinn kommen können, ihnen ein Uebel zuzufügen!

Der König kam zurück. Ich sprach von dem Eindruck, den der Anblick Frankreichs auf meinen Sohn gemacht, und von dem Briefe, den er an ihn geschrieben. „Schicken Sie mir

„diesen Brief, sagte er; warum aber wollen
„Sie nicht bleiben; was wollen Sie in London
„machen?“ — „Ich gehe hin, antwortete ich,
„weil ich gesagt, daß ich hingehen würde, und
„weil ich nicht weiß, ob ich mich anders wohin
„wenden kann; es ist aber mein Wunsch, dort
„nicht lange zu verweilen. Warum ich bitte,
„Sire, ist, durch Frankreich nach der Schweiz
„zurückkehren zu dürfen. Es liegt mir daran,
„daß wir auch in der Schweiz unter dem Schutz
„der Regierung unsers Vaterlandes bleiben; denn
„endlich sind wir doch Franzosen; und soll unser
„Land uns unaufhörlich den Bedrückungen der
„andern Regierungen Preis geben? Mein Sohn,
„der an den lezten Bewegungen in Italien Theil
„genommen, kann nur noch von Frankreich Schutz
„hoffen. Seit zu langer Zeit sind wir der Spiel-
„ball der Fremden.“

Ich erzählte auch, mit wie wenig Rücksicht man in Rom, vor den lezten Ereignissen, meinen Sohn behandelt, und daß der österreichische Gesandte in Florenz meinem Manne erklärt habe, daß meine Kinder ferner nicht in der Schweiz wohnen dürften. Frankreich allein also könne uns dort sicher stellen, und sollte uns französische

Pässe geben, damit wir dorthin zurückkehren können.

Der König versprach Alles, warum ich bat; er schien selbst mehr thun zu wollen, als ich verlangte.

Kurz, ich erhielt von ihnen so viel Zeichen der Theilnahme, daß ich, entzückt über ihre Aufnahme, und gerührt über das Mitgefühl, das sie bei meinem Schmerz zeigten, mich entfernte.

Als ich nach Hause kam, ging ich an das Bett meines Sohnes, der, in meiner Abwesenheit von einem heftigen Fieber ergriffen, sich niedergelegt hatte. Die Hausleute wollten einen englischen Arzt holen lassen. Meine Domestiken hatten gesagt, ich sey von Geburt eine Französin, und obgleich an einen Engländer verheirathet, hätte ich, in Beziehung auf meine Kinder, mehr Zutrauen in die Behandlung eines Arztes meiner Nation. Man rief also Herrn Balancier, der uns am nächsten wohnte. Man wußte nicht, welchen Charakter die Krankheit meines Sohnes annehmen würde: sein Hals war sehr entzündet. So sehe ich mich wieder neben dem Bette eines geliebten Kranken, der allein

mich an das Leben fesselt. Ich bin gezwungen, den nöthigen Muth und die erforderliche Kraft zu sammeln, damit ich im Stande sey, ihn zu pflegen, ohne selbst so vielen Schlägen des Schicksals zu unterliegen.

Die einzigen Unterbrechungen dieser unausgesezten Pflege, waren einige Besuche des Hrn. Casimir Perrier. Ich übergab ihm eines Tages den Brief meines Sohnes an den König. Hr. Perrier änderte darin einen etwas starken Ausdruck über Oesterreich, — ein Ausdruck, den ich selbst getadelt hatte. „Die Kammer, sagte er mir, wird sich bald versammeln; es ist nicht zu bezweifeln, daß sie sich mit dem Widerruf des Gesetzes beschäftigen werde, welches die Familie des Kaisers betrifft; und unfehlbar wird sie sich dabei durchaus wohlwollend zeigen. Es wird übrigens nicht von uns abhängen, den Widerruf des Gesetzes zu verhindern. Es ist möglich, daß im Verlauf der Discussion der Brief Ihres Sohnes gedruckt werde.“

Es kam mir nicht ein einzigesmal in den Sinn, seine Aufrichtigkeit zu bezweifeln. Er war, zum Ueberfluß, stets voll Aufmerksamkeit gegen mich; er sagte, daß er ganz in meiner Nähe wohne,

und zu Allem, was ich bedürfen möchte, zu meinem Befehl stände.

Ein andermal befragte er mich über das Herzogthum von Saint Leu; er sprach von der Möglichkeit, es mir wieder zu geben, weil dies den Bestimmungen eines diplomatisch mit mir geschlossenen, von allen fremden Mächten bestätigten Vertrags gemäß sey. Er versicherte, der König habe ihm ein aufrichtiges Verlangen gezeigt, mich zu verbinden und zugleich etwas für die Familie des Kaisers zu thun; auch er sey ganz dazu geneigt, fügte er hinzu. — „Sie werden wohl thun, erwiederte ich, gerecht gegen die Familie zu seyn; denn das Verlassen, dem man sie Preis gibt, ist Frankreichs nicht würdig. Ich bin zu sehr Französin, um mich nicht gedemüthigt zu fühlen, wenn ich sehe, daß der große Namen Napoleons ein Unglück ist? Wie? Man verkündet seinen Ruhm, man fühlt sich dadurch geehrt, und dennoch hält man das ganze Vermögen seiner Familie zurück, und verjagt sie sogar, da sie doch für Frankreich ihr Blut vergossen hat. Dem König Jerome, der bei Waterloo gefochten, der dort verwundet wurde, würde es an Mitteln zum Leben fehlen, wenn der Kaiser von Rußland und der König von

Würtemberg nicht seiner Frau ein Jahrgeld ausgesezt hätten. Ist dies gerecht? ist dies würdig? *) Man will also, daß die Nation als undankbar gegen das Andenken eines großen Mannes erscheine?" — „Sie haben sehen müssen, antwortete Hr. Perrier, daß dies nicht unsere Absicht ist; schon ist beschlossen, die Statue des Kaisers wieder auf die Säule zu setzen." — „Ich habe, erwiederte ich, die Ankündigung dieses Beschlusses in den Zeitungen gelesen; und dies ist einer der Gründe, warum ich am meisten gewünscht, den König zu sehen."

In Folge meiner Unterredungen mit Hrn. Perrier, war ich von der mir aufgelegten An-

*) Bei Quatre-Bras wurde der König Jerome verwundet — in dem Augenblick, wo er eine Haubitzen-Batterie wegnahm, und wo das Feuer seines Regiments den Herzog von Braunschweig getödtet hatte. Am 15. leistete er den ganzen Tag den englischen Garden Widerstand, und behauptete seine Stellung, obgleich er bedeutenden Verlust erlitt. Nach der Schlacht bewirkte er den Rückzug nach Laon, und vereinigte dort die ganze Armee, die noch 28,000 Mann Infanterie und 5000 Mann Cavallerie stark war. Hierauf übergab er das Commando dem Major-General Herzog von Dalmatien, der aus Paris, nach der Abdankung des Kaisers, zurückgekommen war.

strengung so ermüdet, daß ich meinen Kopf mit beiden Händen umfaßte, und wohl eine Stunde in dieser Stellung blieb, als müsse ich mich von einer Betäubung erholen.

Hatte ich von meinem Interesse gesprochen, so geschah es, weil man mich dazu drängte, und weil man Werth darauf zu setzen schien, mich zu verbinden; denn ich war über mein eigenes Schicksal vollkommen gleichgültig. Das Leben des mir gebliebenen Sohnes zu erhalten, war das einzige Ziel meiner Wünsche und Handlungen. Darüber hinaus sah ich nichts. Noch zu sehr vom Schrecken ergriffen über das Unglück, das mich getroffen, war ich, weit entfernt zu denken, es sey zu grausam gewesen, um nicht das lezte zu seyn; im Gegentheil war mein Geist von der Furcht erfüllt, es seyen mir noch vollständigere Leiden aufbewahrt.

Es wurde zwischen dem Könige und Hrn. C. Perrier verabredet, daß wir nach London gehen sollten, und daß von dort ich einen ostensiblen Brief an den König schreiben möchte, welchen er seinem Ministerium zeigen würde; ich sollte um seine Genehmigung bitten, die Bäder von Vichy zu gebrauchen. Früher hatte ich

Plombieres vorgeschlagen, und würde dieses Bad vorgezogen haben, weil es auf dem Wege nach der Schweiz liegt. Hr. Perrier aber verwarf dies, aus Furcht vor der Aufregung, die, nach seiner Meinung, meine Gegenwart in einem Lande bewirken könnte, wo das Kaiserreich noch in zu gutem Andenken stünde.

Sie zeichneten mir selbst die Reise vor. Ich sollte durch Paris gehen, unter Beobachtung des strengsten Incognito; ich dürfe jedoch dort einige meiner Freunde sehen, dem Könige und der Königin einen Besuch machen, und sollte den Tag darauf nach Vichy reisen.

Madame Adeleide ließ mir durch Hrn. von Houdetot sagen, wenn ihr Schloß Randan im fertigen Stande gewesen, würde sie sich ein Vergnügen daraus gemacht haben, es mir anzubieten.

Die Zeitungen sollten von mir und meinem Besuche erst nach meiner Abreise sprechen.

Ich billigte Alles. Hr. Perrier aber sagte mir: „Nach dem, was wir für Sie festgesezt „haben, wird man sich nach und nach gewöh-

„nen, Sie, so wie Ihren Sohn in Frankreich
„zu sehen. Was Sie persönlich betrifft, so
„würden sogleich mit aller Zustimmung Ihnen
„alle Zugänge geöffnet werden; was aber Ih=
„ren Sohn betrifft, so würde sein Name ein
„Hinderniß seyn; und wenn er später Dienste
„annähme, so müßte er seinen Namen ablegen.
„Wir sind genöthigt, die fremden Mächte zu scho=
„nen; wir haben in Frankreich so vielerlei Par=
„teien, daß der Krieg uns verderben würde.“

Es war mir unmöglich, mein ganzes Ge=
fühl auszusprechen. „Wie, diesen schönen Na=
„men, der Frankreich zur Zierde gereicht, sollte
„man verbergen müssen; ihn, als wäre er
„schimpflich, verläugnen?“ — Und warum?
weil er an dem Ruhm Frankreichs und an die
Demüthigung der Fremden erinnert! Ach, wie
verschieden waren zu unserer Zeit die Gründe
der Ausschließung. Ich erinnerte mich der Worte,
die ich einst zu Frau von Mailly sprach. Sie
war die zweite Gouvernante meiner Kinder,
und gab diesen, wenn sie zu ihrem Onkel (dem
Kaiser) gingen, stets Bittschriften in die Hand.
„Wie mögen Sie, sagte ich ihr, eine Stelle
für Ihren Mann zu erhalten hoffen? Kennen
Sie so wenig das System des Kaisers? Er

erlaubt den Emigranten zurück zu kehren, erweist ihnen Wohlthaten; denn sie sind Franzosen und unglücklich. Er beschüzt und erhebt aber nur Diejenigen, die zu jeder Zeit dem Vaterlande Dienste geleistet, nie solche, die gegen Frankreich die Waffen getragen.

Als ich meinen Sohn von der Unterhaltung mit Hrn. Perrier in Kenntniß sezte, rief er mit Heftigkeit: „Meinen Namen soll ich ab„legen! Wer wagt es, solchen Vorschlag mir „zu machen? — Denken wir nicht mehr an „diese Dinge! Kehren wir zurück in unsere „Einsamkeit! Sie hatten Recht, meine Mutter!“

VIII.

Mich mit andern Dingen, als mit meinem Schmerz zu beschäftigen, kostete mich so viel Anstrengung, daß, bei der Schwäche meines Kopfs, ich oft vergaß, was ich eigentlich sagen wollte. Bei dem lezten Besuche, den mir Hr. Perrier machte, und wo er mir Nachricht gab von Allem, was der König mit ihm beschlossen, hatte er mir auch, als Bankier vorgeschlagen, mir Geld zur Reise zu leihen, im Fall ich dessen bedürfte. Ein ähnliches Anerbieten wurde mir von Seiten des Königs gemacht, und von mir abgelehnt. Ich that ein Gleiches gegen Hrn. Perrier *). Ich erinnerte an die Einfachheit,

---

*) Ich brauchte nichts, weil unter dem Namen meiner Ehrendame, Fräulein Masüyer, ich mit einem

die mich umgab, an meine wenigen Ansprüche und fügte hinzu: „Wir sind plebejische Könige.“ Wenigstens wollte ich dies sagen; aus Zerstreuung aber sagte ich: „Wir sind populäre Könige.“ Hr. Perrier antwortete höflich mit „Ja.“ Als ich mich besann, fühlte ich den Unterschied der Worte; es war aber nicht mehr Zeit, meinen Ausdruck zu verbessern; Hr. Perrier hatte mich bereits verlassen. Erinnerte er sich vielleicht dieses Wortes, als das Volk am fünften Mai sich am Fuße der Vendome-Säule versammelte? Schien ihm deßhalb unsere Gegenwart in Paris so gefährlich?

Ohne die Krankheit meines Sohnes wäre ich sogleich abgereist. Zwar hatten weder der

---

Creditbrief von Ancona auf Paris mich versehen hatte; dies war hinreichend für die Kosten meiner Reisen. Gleich am Tage nach meiner Ankunft hatte Fräulein Masüyer bei Herrn Jacob Lefebre 16,000 Franken erhoben. — Aus dem so oft wiederholten Anerbieten, konnte ich bemerken, daß man besorgt war, ich möchte, im Fall ich Geld brauchte, mich irgend einem geschwätzigen Bankier anvertrauen. Dieser Mangel an Vertrauen zu meinem gegebenen Worte, unbekannt zu bleiben, beleidigte mich, da ich den Grund davon nicht begreifen konnte.

König noch die Königin etwas gesagt, das einen Wunsch, mich schnell entfernt zu sehen, verrieth; die Prinzessin Adeleide aber, die mich um den Tag meiner Abreise befragte, konnte eine ängstliche Besorgniß nicht verbergen, es möchten Engländer, die vielleicht meinen Sohn in Italien gesehen, ihn, im Fall er ausginge, erkennen. Ich antwortete, obgleich sie mir soviel Antheil bezeige, so wünsche ich doch nur drei Tage, mich zu erholen. Da erwiederte sie: „das ist sehr lange!" — Ich wollte ihnen, in Wahrheit, keine Unruhe machen, sondern so schnell als möglich abreisen. Hr. von Houdetot kam regelmäßig, sich nach der Krankheit meines Sohnes zu erkundigen, und sah ihn dann in seinem Zimmer. Er verbarg mir nicht, daß Hr. Perrier, seitdem wir in Paris waren, wie auf Nadeln stehe; die Zeit dauere ihm lange, uns ausserhalb Frankreich zu wissen. Das Geheimniß meiner Gegenwart, das der König seinem verantwortlichen Ministerium nicht anvertraut hatte, war, nach Hrn. von Houdetot, die Ursache dieser Unruhe, die mir übrigens wenig gegründet schien.

Der Arzt hatte die Krankheit meines Sohnes für eine Entzündung erklärt. Meine Dame

war gleichfalls krank; ich sah mich daher, obgleich äußerst schwach, genöthigt, an Alles zu denken.

Der Arzt begriff meinen Zustand nicht. Obgleich mein Sohn ernsthaft krank war, so hatte er ihn doch nicht in Gefahr erklärt; und er bemerkte in meinen Zügen, in meinem ganzen Wesen die Verzweiflung, die mich niederdrückte. Dies erregte seine Theilnahme; er sprach darüber mit Fräulein Masüyer, die sich gezwungen sah, ihm eine Geschichte zu erzählen, um ihn von der Wahrheit, die er zu errathen wünschte, abzuleiten. Er fand, daß ich fast so krank war, als diejenigen, die ich pflegte; er wurde gewahr, daß mein Gemüth litt, und verlangte, daß ich täglich ausgehen sollte. Mein Sohn forderte mich gleichfalls dazu auf; denn nach der langen Reise hatte der Mangel an freier Luft und an Bewegung meine lezten Kräfte erschöpft.

Ein zufälliger Umstand vermehrte die Theilnahme des Arztes an meinen Leiden. Als ich nach seinem Geburtsort fragte, antwortete er: „Madame, er wird ihnen nicht bekannt seyn, denn man kann nur zu Pferde dahin gelangen;

mein Dorf liegt am Fuße eines hohen Berges in den Pyrenäen, im Grunde des Thals von Azun, das fast unwegsam ist; man nennt es Arrens." — „Wie? sagte ich, ich war dort." — Stets schmerzhafte Erinnerungen riefen mir in der That diese Gegenden zurück, die ich nach dem Verlust eines ersten Sohnes *) besucht hatte. — Genau beschrieb ich dem Arzte das Land und erkundigte mich nach einer kleinen Capelle, in einer romantischen Lage, und die ich vor langer Zeit gezeichnet hatte. Ich sagte ihm nicht, daß ich es war, welche diese Capelle für die Andacht der Bewohner hatte öffnen lassen, und darin eine Messe gestiftet für den jährlichen Todestag meines ältesten Sohnes. — Es betrübte mich von ihm zu hören, daß seit der Rückkehr der Bourbons die Capelle verlassen sey.

Nach dem ausdrücklichen Willen meines Arztes und meines Kranken ging ich alle Abend eine halbe Stunde auf dem Boulevard mit Herrn von Zappi spazieren. Zweimal fuhr ich des Morgens aus. — Ich ließ einmal den Wagen bei meinem früheren Hotel vorüber-

*) Carl Napoleon, Kronprinz von Holland, gestorben zu Haag am 5. Mai 1807.

fahren, obgleich ich dasselbe nicht liebte, denn ich hatte viel darin gelitten; aber meine Kinder waren in diesem Hause geboren, und ich wollte den Ort wieder sehen, um mir vorzuwerfen, daß ich mich dort unglücklich gefühlt. In der Mitte so vieler Glücksgüter wagte ich damals mich zu beklagen; ich hatte keine Ahnung von dem Unglück, das mich einst in seiner Stärke überfallen sollte. Ich kam bei den Häusern mehrerer mir treugebliebener Freunde vorbei. Verschleiert, wie ich war, konnte ich nicht erkannt werden. Es that mir wohl, mich so nahe bei ihnen zu wissen.

Nach diesen kurzen Promenaden kehrte ich sogleich zu meinem Kranken zurück, und verließ ihn dann nicht wieder.

An einem Sonntage ging ich in die Messe von St. Roch. Hier fand ich mich zufällig in der Nähe von Lamartine, dessen Talent ich stets geachtet, und den zu kennen ich gewünscht hatte. Hr. von Zappi zeigte mir ihn. Sein Anblick erweckte in mir eine wehmüthige Erinnerung, denn es fiel mir ein, daß in Florenz, (wo Hr. Lamartine damals Geschäftsträger war), mein ältester Sohn, als er eines Tages in lustiger

Stimmung mit mir bei dem Casino spazieren ging, mich bald auf diese, bald auf jene lächerliche Figur unter den Vorübergehenden aufmerksam machte und ihr den Namen Lamartine gab, indem er behauptete, ich müsse in der Physiognomie dieser Leute den Ausdruck des Talents und des tiefen Gefühls finden, — was ich indessen vergebens in ihnen suchte. Mein Sohn schätzte nicht weniger, als ich, den berühmten Dichter, spottete aber auf diese Art über meine Vorliebe für ihn.

Hr. von Houdetot hatte uns die Beschreibung des Diorama von St. Helena gemacht. Mein Sohn bedauerte, nicht hingehen zu können. Um ihm Vergnügen zu machen, waren wir übereingekommen, daß bei der Abreise nach England wir uns, im Vorbeifahren, dort einen Augenblick aufhalten wollten.

Da Fräulein Masüyer wieder hergestellt war, so sollte an einem Morgen, wo das Wetter schön war, ich durchaus zu Fuß ausgehen. Zum ersten Male trat ich am hellen Tage aus der Wohnung. Diese Fülle von Menschen, dieses Tageslicht betäubten mich. Meine Furcht, einem Freund, einem Bekannten

zu begegnen, war groß: einmal hatte ich versprochen, unerkannt zu bleiben, und dann hütete ich mich vor starker Gemüthsbewegung; denn der Anblick eines Wesens, das sich für uns interessiren könnte, raubt uns die nöthige Kraft, um den Schmerz in uns zu verschließen.

Ich war schon im Begriff nach Hause zurückzukehren, indem ich mich der Menge, die sich auf dem Boulevard drängte, nicht aussetzen wollte, als ich mich vor einem Kaufladen befand, wo ich mein Bild, das des Kaisers und seiner ganzen Familie erblickte. Ich ging in den Laden. „Man denkt also noch an uns, sagte ich zu mir selbst; die Kronen sind nicht zu beneiden, man kann ihren Verlust nicht bedauern. Die Liebe des Volks, die so wohl thut, ist nicht gänzlich erloschen.“ — Früher hatte mich die Gleichgültigkeit betrübt, die bei unserer ersten Verbannung sich vordrängte. Mein Ehrgeiz ging jezt nicht weiter, als diese Erinnerung an des Volks Liebe mit mir zu nehmen; dies würde den Schmerz über meine jetzige Verbannung mildern. „Das Volk, sagte man mir, kauft fortwährend diese Bilder, so verräth sich die Trauer seiner Liebe!“ Ich verlangte nicht mehr.

Von der Gemüthsbewegung ein wenig erholt, wollte ich den Spaziergang fortsetzen. Es überfiel uns aber der Regen. Der Lohnbediente rieth, das nahe am Boulevard aufgestellte Neorama zu besuchen; er werde indeß einen Fiakre holen. Wir befolgten den Rath.

Beim Eintritt in das Neorama sah man so wenig, daß man nur tappend in die Kammer gelangt, wo man in die Westmünsterabtei versezt wird. Wir fanden hier einige Leute, die aber kaum zu unterscheiden waren. Als wir hinausgingen, rieth Fräulein Masüyer, statt nach Hause zu fahren, das Grab von St. Helena zu sehen, dessen Beschreibung meinen Sohn interressiren würde. Ich willigte ein, denn ich hoffte dort dieselbe Dunkelheit wieder zu finden. Leider aber fand ich beim Eintritt in den Saal, wo das Grab zu sehen war, eine bei weitem hellere Beleuchtung, als bei dem Neorama, so daß ich die Anwesenden deutlich unterscheiden konnte. Einmal in den Saal getreten, durfte ich, ohne aufzufallen, mich nicht sogleich wieder entfernen.

Schweigend und mit einer Art andächtiger Sammlung betrachtete ich die Vorstellung dieses

so einfachen und so trauervollen Denkmals. Bald aber mußte ich bemerken, daß die Augen eines der Anwesenden auf mich gerichtet waren. Sogleich rief ich meiner Dame zu: „Wir müssen fort; folgen Sie mir!“ Ich eilte aus dem Saale, stieg schnell die Treppe hinunter, und warf mich in den Wagen.

IX.

Obrist * * *, den ich in Rom gesehen hatte, war mir gefolgt; er blieb am Hausthor stehen, sah mich vorbeifahren, und legte den Finger auf den Mund, als wollte er sagen: „Ich werde schweigen!“ — Zweifelnd jedoch, ob er sich über meine Erscheinung nicht geirrt habe, denn ich trug einen großen Schleier, sendet er mir einen jungen Menschen nach, zu erfahren, wohin der Wagen uns führen werde.

Fräulein Masüyer bemerkte, daß ein Knabe uns folge. Was war zu thun? Umzukehren und den Obristen ins Geheimniß zu ziehen, hätte mich zu viel gekostet. Mein Wort, unerkannt zu bleiben, konnte und wollte ich nicht

brechen. Selbst mein Interesse hatte ich diesem Worte geopfert. Der Mann, dem ich von Rom aus ein schönes Halsband von Brillanten zum Verkauf nach Paris geschickt hatte, das ihm so eben bezahlt worden war, gerieth bei seinen Geldgeschäften in große Verlegenheit. In dem Augenblicke, wo ich ihm so nahe war, meldet mir mein Kammerdiener, wie es mit diesem Mann stehe. Noch hätte ich Einiges retten können, wenn ich mich ihm entdeckt hätte; ich gab aber lieber Alles verloren, als daß ich meinem Versprechen untreu geworden wäre.

Bei dem Besuch des Grabes von St. Helena hatte ich unvorsichtig gehandelt; indem ich jedoch mich fliehend entfernte, gab ich dem Obristen den Beweis, daß, wenn er mich erkannte, das Geheimniß mir nothwendig sey. Schien ihm die Sache noch ungewiß, so war ohnehin das Geheimniß bewahrt. Während des Fahrens überlegten wir, durch welche Mittel wir uns der Nachforschung, die mich in Verlegenheit sezte, entziehen möchten. Ich gestehe, daß uns nichts Sicheres einfiel. Am Ende ließen wir uns nach der Richelieu-Straße fahren, und hielten dort an; dem jungen Spion wollten wir auftragen, nach dem Diorama für eine Belohnung zurück-

zugehen, indem wir vorgaben, dort etwas vergessen zu haben. Wir riefen ihm, er war verschwunden. Jezt wollte ich nach Hause fahren; Fräulein Masüyer aber widersezte sich: „Sie kennen nicht die Schlauheit dieser jungen Leute, sagte sie; ich bin überzeugt, daß unser Spion die Nummer des Fiakers sich gemerkt hat; wir müssen den Kutscher beim Palais Royal entlassen.“ Sie hatte Recht, denn als wir weiter fuhren, bemerkten wir den Knaben wieder.

Ich stieg also beim Palais Royal aus, wo ich mich abermals im Gewühl der Menschen befand. Wenig gewohnt, auf solche Art allein zu Fuß zu gehen, war ich unruhig und aufgeregt. Ohne Zweifel achtete Niemand auf mich; ich aber bildete mir ein, alle Augen seyen auf mich gerichtet. Um mich den gefürchteten Beobachtungen zu entziehen, trat ich in die erste beste Thür und gerieth in ein mit Männern angefülltes Caffehaus. Ich floh abermals, und gerathe endlich in einen Bijouterie-Laden, wo ich erschöpft und kaum athmend mich niedersezte. Das junge Mädchen im Laden und ihr Vater mußten ohne Zweifel über mich staunen. Meine Nerven waren so gereizt, daß der geringste Anlaß mich zittern machte. Endlich erholte ich

mich, kaufte ein Bijou, und verließ sodann durch eine zweite Thür, das Palais Royal, von wo ein anderer Wagen uns nach Hause führte.

Mein Sohn tadelte, daß ich nicht mit dem Obristen *** gesprochen. „Er wird ihr Schweigen nicht begreifen, sagte er, und sich nicht verpflichtet halten, ein Geheimniß aus der Sache zu machen.“ Ich habe indeß später erfahren, daß dieser Offizier gezweifelt, ob ich es wirklich war, die er gesehen; und daß seine Nachforschung nur die Absicht gehabt, im Fall ich es wäre, mich über seine Verschwiegenheit zu beruhigen.

Unterdessen waren wir bereits elf Tage in Paris, und das Fieber meines Sohnes ließ nicht nach. Allen kühlenden Getränken zum Troz, war der Hals fortwährend entzündet. Der Arzt selbst legte ihm Blutigel an. In diesem Augenblick kam Hr. v. Houdetot; es war am 4. Mai; er schien betrübt. „Sie dürfen Ihren Aufenthalt nicht verläugnen, sagte er. Ich habe Hr. Perrier genauen Bericht über den Zustand Ihres Sohnes erstattet, allein Ihre Anwesenheit beunruhigt ihn so sehr, daß ich selbst nicht weiß, was ich ihm weiter sagen soll.“ — „Sagen Sie ihm, erwiederte ich, was Sie sehen“ und führte

ihn in das Zimmer, wo mein Sohn noch ganz mit Blut bedeckt war.

Als er fortgegangen, mußte ich mir wohl sagen, daß ich Monate lang hätte in Paris bleiben können, ohne daß irgend ein Mensch meinen dortigen Aufenthalt vermuthet hätte. Je redlicher ich handelte, desto mehr mußte dieses Mißtrauen mich verletzen. Alle Welt glaubte, ich befände mich auf dem Meere nach England schiffend. Der Königin hatte ich jede List erzählt, die ich angewendet, meinen Sohn zu retten; bei dieser Gelegenheit hatte ich gesagt: „ich hasse die Lüge, und darum ist mir es gelungen, meisterhaft zu täuschen" *). Die Königin hatte mich verstanden und ließ mir sagen, daß zum erstenmal ich sie auch zur Lüge genöthigt; denn sie hatte meine Freunde gesehen, unter andern die Marschalin Ney, und mit ihnen von meiner Seereise gesprochen.

---

*) Ich erkläre diesen Gedanken näher: Ist das Lügen ein nöthiges Geschäft, so wägt man die kleinsten Dinge ab, man vergißt nichts, es entgeht uns nichts; es ist eine Beschäftigung in jedem Augenblick. Die Lügner aus Gewohnheit dagegen betrügen ins Blaue hinein, und verachten selbst den Schein des Wahren.

Von einer andern Seite berichtete im Ministerrath Sebastiani dem Könige, daß ihm meine Ankunft in Corfu gemeldet worden. Mit einer Theilnahme, wofür ich ihm Dank wissen muß, hatte er von der großen Seereise gesprochen, die ich machen würde, und gefragt, ob es mir nicht erlaubt sey, durch Frankreich zu reisen. Der König hatte mit einer gewissen Trockenheit geantwortet: „Lassen Sie sie ihre Reise fortsetzen.“ Hr. Perrier hatte sich Mühe gegeben, nicht zu lachen; ein anderer Minister aber Hr. Barthe, wenn ich nicht irre, ergriff die Gelegenheit, seine Beredsamkeit und seine Strenge auszukramen. Das Gesetz, hatte er gesagt, spreche gegen mich; ein Gesetz sey eine geheiligte Sache und dürfe nie übertreten werden.“

War nicht dies Alles ein Beweis, daß man mich fern glaubte? Warum also wurde meine Abreise so ängstlich gewünscht?

Allerdings wurde eine Bewegung vorbereitet, und die Regierung war davon unterrichtet; unmöglich aber konnte sie mich der Mitschuld dabei verdächtig glauben. Ich empfing Niemanden; ich ging nie ohne Lohnbedienten aus, der, ohne mich zu kennen, ohne Zweifel von allen meinen Schritten

ten Bericht erstatten mußte. Wie konnte ich also Mißtrauen einflößen? Was kümmerten mich überdies die Dinge dieser Welt? Diejenigen, welche sich das Gegentheil einbildeten, haben niemals die Leiden eines Mutterherzens begriffen.

Am 5. Mai strömte seit dem frühen Morgen die Menge nach der Vendoms-Säule. Das Volk erschien schweigend und nachdenkend. Man brachte Blumen, man bekränzte die Adler; den Leuten, die daher kamen, sah man wohl Schmerz und Trauer an, aber keine feindselige Gesinnung. Es war ein Ereigniß meines Lebens, Zeuge einer solchen Scene zu seyn. Ich bekenne, daß ich mich glücklich fühlte, aus meinem Fenster dieser Gedächtnißfeier beiwohnen zu können . . . . .

. . . .

X.

Hr. v. Houdetot zerstörte den wohlthätigen Eindruck und versezte mich in ein anderes Daseyn. „Madame, sagte er, Sie müssen sogleich ab= „reisen; Sie können hier nicht länger verweilen; „ich habe den Befehl, es Ihnen zu sagen. Ist „anders nicht wirkliche Gefahr für das Leben „Ihres Sohnes, so müssen Sie abreisen."

Ein solches Verfahren flößte mir Mitleid ein. So verrieth man mir in der That eine große Schwäche; man berechtigte mich überdies zu dem Glauben, daß ich meinerseits noch stark und mächtig seyn müsse. Welchen Schrecken konnte ich verursachen, um ein Recht zu geben, auf solche Weise über alle Gesetze des Wohl=

standes und der Humanität hinaus zu gehen? So wenig indeß dies Verfahren mit der guten Aufnahme, die ich empfangen, übereinstimmte, so entschuldigte ich es — in Betracht der Furcht, welche das Gedränge um die Säule von Neuem erregt hatte. Ich aber, die keine andere Furcht als wegen der Gesundheit meines Sohnes, kein anderes Geschäft, als ihn zu pflegen, kannte, mußte wohl grausam finden, daß politische Angst mich mitten in meiner Einsamkeit, mitten in meinen neuen Schmerzen aufsuchte.

Uebrigens lehrten die Gesinnungen, die sich hier kund machten, mir nichts Neues. Konnte ich zweifeln, ob es in Frankreich noch Freunde des Kaiserreichs gäbe? Doch statt davon Nutzen zu ziehen, verbarg ich mich vor ihnen; und weit entfernt, Unruhen im Vaterlande aufzuregen, hatte ich mich dem von der Nation erwählten Könige anvertraut. Aber mein ganz offenes Betragen hatte, wie es scheint, kein Vertrauen einflößen können *).

*) Als Hr. C. Perrier in der Deputirten-Kammer sich über meinen Aufenthalt in Paris erklärte, bediente er sich wenig schicklicher Ausdrücke, die mich hätten verletzen können; ich schrieb sie jedoch nur seiner Uebereilung und der Verlegenheit

Die Blutigel hatten meinen Sohn nicht erleichtert; andere kräftige Mittel milderten jedoch die Halsentzündung. Ich ließ den Arzt holen, sagte ihm, daß ein unabweisliches Geschäft mich nach London riefe, und fragte, ob Gefahr für das Leben meines Sohnes zu besorgen sey, wenn er mich begleite.

---

des Augenblickes zu. Er fügte hinzu: „Man hat ihr Hülfe angeboten." Darüber hat man mir berichtet, es sey allgemein geglaubt worden, ich hätte damals einen Theil dessen, was man mir schuldig ist, erhalten. Dies ist durchaus falsch. Nach allen Anbietungen, die man gegen mich verschwendete, und bei dem Schrecken, den ich verursachte, wäre es mir leicht gewesen, Alles was ich nur wollte, zu erhalten. Zu welchen Concessionen hätte man sich nicht verstanden, wenn ich erklärt hätte, nur unter mir beliebigen, von mir diktirten Bedingungen, abreisen zu wollen? Ich wußte dies sehr wohl, es wäre aber unter der Würde meines Charakters gewesen, hätte ich der Ueberraschung abtrotzen wollen, was ich nur der Gerechtigkeit, die ich von dem Vaterlande erwartete, verdanken wollte, nicht aber einer Furcht, welche zu benutzen wenig großmüthig von mir gewesen wäre. Wenn also Hr. Perrier in seiner Familie sagte, was sein Sohn in London wiederholte, daß er mir einen großen Dienst erwiesen habe, so konnte er nichts anders meinen, als daß er mich nicht habe verhaften lassen, wozu ihm das Gesetz die Macht gab.

Der Arzt hätte vorgezogen, noch einige Tage der Genesung abzuwarten, doch entschied er endlich, daß mein Sohn, wenn er große Vorsicht beobachten und nur kurze Tagreisen machen wollte, am andern Morgen die Reise antreten könne.

Am 6. Mai nahmen wir unser erstes Nachtquartier in Chantilly.

Am 5. Abends, während der Vorbereitungen zur Abreise, führte Hr. v. Zappi, der in Paris blieb, uns, Fräulein Masüyer und mich, um jene Säule, der man am Tage so viel Huldigung erwiesen hatte. Noch jezt brachte man Blumen; und viele Menschen hatten sich um sie versammelt. Die innerhalb dem Gitter aufgestellten Soldaten nahmen die Kränze entgegen, und hingen schweigend sie auf. Ich näherte mich, ich hatte nichts zu geben, und fürchtete dadurch mich bemerklich zu machen.

Kein lautes Wort hatte diese Art von religiöser Feier unterbrochen, als plötzlich ein Streit zwischen einem ältlichen Manne und zwei jungen Leuten sich erhob. Jener behauptete, die Offenbarung solcher Gesinnungen sey eine Störung

der öffentlichen Ordnung. Diese erwiederten: es sey ganz einfach, daß man dem Andenken an den Kaiser einen gerechten Tribut zahle. Dies hindern wollen, sey im Gegentheil so viel als zur Unordnung auffordern. Der Streit fing an sich zu erhitzen, daher ich mich schnell entfernte. Ich erfuhr nachher, daß wirklich am andern Tage, wo man diese Huldigung verboten hatte, dadurch Unordnungen erregt wurden, und daß ein ehemaliger Adjudant des Kaisers *), solche beizulegen suchte, indem er das Volk mit Wasser bespritzen ließ.

In vier Tagen kam ich nach Calais. Als ich mich von der französischen Küste entfernte, sagte mir ein peinliches Gefühl: ich hätte das Vaterland wiedergesehen und müsse mich noch einmal von demselben entfernen. Bei dem ersten Eintritt hatte ich nichts mehr zu lieben geglaubt; denn jedes Gefühl des Glückes war mir fremd. In einem gebeugten Herzen ist nur Platz für schmerzliche Empfindungen, durch sie fühlt man das Daseyn. Jezt verließ ich das Land, wo ich Freunde hatte, die ich nicht wiedergesehen,

*) General Lobau.

ich verließ das Grab meiner Mutter, das ich nicht besuchen durfte, das Grab meines ersten Kindes — —. Alle Erinnerungen der Jugend, alle Orte, die mir lieb geworden, — ich verließ sie alle, und die Trauer um die Verlornen lehrte mich zu zählen, was lebend mir noch theuer war, was ich von Neuem zu verlassen gezwungen war.

Das Meer stürmte. Ich war so krank, daß die Ueberfahrt die Schwäche meines Kopfs noch vermehrte. Dies beunruhigte mich, denn Kraft der Seele und des Körpers that mir Noth. — Sechs Wochen lang hörte ich wie wirklich, Tag und Nacht, während der Reise und noch lange in London, ununterbrochen eine Arie, die gewöhnlich von einem an der Ecke des Boulevard aufgestellten Orchester gespielt wurde. Während des Aufenthalts in Paris hatte sich diese oft gehörte Musik so tief in mein geschwächtes Gehirn eingeprägt, daß sie mich ohne Unterlaß verfolgte.

Mein Sohn, obgleich sehr leidend, ertrug die Reise ziemlich gut, wenigstens beklagte er sich nicht; in London aber überfiel ihn, gleich nach der Ankunft, eine heftige Gelbsucht.

Wir konnten uns nicht für Engländer ausgeben. Als ich in einem Hotel wieder meinen Namen annahm, sagten meine Leute, ich käme von Portsmouths, wo ich mich von Malta kommend ausgeschifft hätte. Niemand bezweifelte diese Aussage.

Hr. Fox, Sohn des Lords Holland, den ich in Rom gesehen, und dem ich Nachricht von meiner Ankunft gegeben hatte, wurde beauftragt, seinem Vater die ganze Wahrheit zu sagen. Er sendete mir einen Arzt. Ich mußte trotz der neuen Sorgen, mich noch glücklich schätzen, daß mein Sohn nur von einer, nicht für gefährlich geachteten Krankheit ergriffen wäre, nach dem wir unvorsichtigerweise eine so übereilte Reise unternommen hatten. Es dauerte lange, ehe er sich erholen konnte.

Es ist unmöglich, mehr Beweise von Artigkeit und Theilnahme zu erhalten, als in London an mir verschwendet wurden. Hier sah ich, daß die Freiheit, welche die heutige Welt mit Inbrunst begehrt, kein leerer Name sey.

XI.

Der Mensch ist in England im vollen Besitz seines freien Willens. Hier kann er mit Stolz Mensch seyn, denn keine kleinliche Rücksicht hält hier den Schwung seines Herzens auf. Es scheint, daß in diesem Lande der König keine Höflinge, das Volk keinen Gebieter habe. Dennoch herrschen hier mehr als irgendwo die aristokratischen Gewohnheiten; aber jeder vertraut seiner Kraft und fühlt seinen Willen frei.

Täglich ging ich mit meinem Sohne aus dem Hause. Allein und zu Fuß wanderten wir durch die Straßen, so viel als unsere schwache Gesundheit es erlaubte. Die schönen Trottoirs, die prachtvolle Beleuchtung, die sorgfältig ge=

pflegten Gärten dieser unermeßlichen Stadt entfalten einen Luxus, der das Eigenthum Aller ist; denn man sieht weder Monumente, noch Palläste, aber Alles verräth Wohlstand und Gleichheit.

Bisweilen, um auszuruhen, trat ich in einen Laden; wurde ich hier erkannt, so bemerkte ich vielmehr Theilnahme als Neugierde. Oft reichte ein einfacher Handwerker meinem Sohne die Hand mit den Worten: „Jezt sind wir Ihre Freunde!“ Ein Anderer wollte für einen Dienst, den er uns erwiesen, nichts annehmen, weil, wie er meinte, er glücklich sey, etwas für den Neffen eines großen Mannes gethan zu haben. Es schien, als wollten die Engländer durch solche Achtungsbezeigungen das schimpfliche Betragen ausgleichen, dessen sich ihre Regieruug gegen den Gefangenen von St. Helena schuldig gemacht. Oder erkannten sie endlich, daß Napoleon, den ein unversöhnlicher Haß der Aristokratie verfolgte, der wahre Bevollmächtigte der Völker war? Ohne Widerrede, — die in St. Helena getragenen Fesseln gaben Gelegenheit, diejenigen noch fester zu schmieden, welche nur zu gewöhnlich auf den Völkern lasten.

Gleich nach meiner Ankunft hatte ein Freund des Herrn von Talleyrand mich besucht. Er erkundigte sich nach dem Zweck meiner Reise und nach meinen Planen. Ich antwortete, daß ich zu Livorno Italien verlassen, und nach der Schweiz wahrscheinlich über Belgien zurückkehren würde, denn ich wollte Frankreich nicht nennen. Diese dem diplomatischen Corps hinterbrachte Antwort versezte Alle in Aufregung. Ich erfuhr von einer Person, die gut unterrichtet seyn konnte, daß man meine Reise durch Brüssel mehr als durch jeden andern Ort fürchtete. Man versicherte mich, das Volk in dieser Stadt sey stets in Gährung; es würde daher nichts außerordentliches seyn, wenn man uns bei der Durchreise auf den Thron rief. „Lassen Sie es gut seyn," antwortete ich; „ich werde nicht durch Belgien reisen. Man mag sich beruhigen!"

Der Freund des Hrn. v. Talleyrand kam, mir einen Paß unter angenommenen Namen anzubieten, mit welchem ich durch den Norden von Frankreich reisen könne. Dies sezte mich in große Verlegenheit, da ich von Dem, was in Paris vorgefallen, nicht sprechen und keine andere Verbindlichkeit übernehmen durfte. Ich antwortete, da ich die Gefälligkeit des Both-

schafters nicht vorausgesehen, so hätte ich in Beziehung auf dieselbe Erlaubniß an den König der Franzosen geschrieben; ich müsse seine Antwort erwarten.

Man sezte in die Zeitungen, ich sey nach London gekommen, von den Mächten das Königreich Belgien für meinen Sohn zu erhalten. Daß ich von der heiligen Allianz eine Krone verlange, war so lächerlich, daß ich eine solche Absurdität nur verspotten konnte. Ich wollte diese Nachrede, wie so viele andere gegen mich verbreiteten Lügen, unbeachtet lassen; mein Sohn aber verlangte durchaus, darauf zu antworten. Es empörte ihn, zu sehen, wie man mir stets einen Ehrgeiz und Handlungen aufbürdete, welche mit meinen Neigungen und meinem Charakter gerade im Widerspruch stehen *). Ich war meinerseits an

*) Mein Bruder ereiferte sich eines Tages bei ähnlichem Anlaß gegen den Kaiser Alexander, den er auf der Heimkehr von einem Congresse sah. Es war in Bezug auf die Sache des Generals Berton, den ich gar nicht kannte. „Man schreibt mir von Paris," sagte der Kaiser, „Ihre Schwester habe diese Verschwörung geleitet." — „Wenn man mich vorschiebt," antwortete mit Heftigkeit mein Bruder, „so ist dies begreiflich; ich bin „Militär, ich habe Vermögen. Aber meine Schwe-

solches Verfahren gewöhnt. Im Anfang der Regierung der Bourbons wurde ich zwar ein

---

„ster, die nur nach Ruhe sich sehnt, die allerdings „Muth hat, mehr als jeder Andere das Unglück „zu ertragen, deren Rathschläge sich auf der Höhe „der Umstände finden, denn ich kenne ihre Ver„nunft und ihr Herz — diese als eine Intrigantin „in Verdacht haben, heißt sich im Abgeschmakten „gefallen. Ich begreife nicht, wie Ihre Botschafter „sich damit belustigen, Ihnen solche Alfanzereien „(de semblables sornettes) zu melden." — „Man hat sie ohne Zweifel getäuscht," erwiderte Kaiser Alexander, „wo sind aber die Millionen „des Kaisers Napoleon hingekommen?" — Er konnte von meinem Bruder erfahren, was Jedermann weiß, daß mir nie die Summen ausgezahlt worden, die mir persöhnlich gebührten, so wenig als die fünf Millionen, welche Frankreich fünf Jahre lang aus dem Großherzogthum Berg für Rechnung meines ältesten Sohnes, der anerkannter Souverain dieses Fürstenthums war, bezogen hatte. Mein Bruder hätte hinzufügen können, daß im J. 1814, als der öffentliche Schatz sich in Verlegenheit befand, der Kaiser aus seinem Privatschatze, die Armee ausrüstete, die gegen das vereinte Europa zu kämpfen hatte; und daß die 10 Millionen, die übrig blieben und dem Rückzuge nach Blois folgten, von den Kosacken genommen und der provisorischen Regierung übergeben wurden, wo einige Mitglieder derselben das Geld unter sich theilten. In Blois hatte man aus diesem Privatschatze des Kaisers einen Theil der schuldigen Besoldungen an Diejenigen

wenig ungeduldig, wenn ich mich ohne Unterlaß der Verläumdung ausgesezt sah; am Ende ergab ich mich darin. Nur das Eine ärgerte mich, daß man mich als falsch erscheinen ließ, während mein ganzes Wesen, mein Betragen und meine Worte im Widerspruche mit der Rolle standen, welche die Verläumder mir aufbürdeten. Gewiß, die Frau voll Geist, Energie und Charakter, die man schilderte, wäre grösser als ich gewesen; immer aber war sie nicht Ich, und es freut mich nicht, zu täuschen. — Ich hätte meinen Landsleuten zürnen können, daß sie solche Unwahrheiten auf meine Rechnung häuften. Trägt man aber im Herzen das Gefühl der Liebe, die man der ganzen Menschheit zuwenden möchte, so wird Nachsicht unerläßlich. Immer muß man entschuldigen, was immer zu lieben Bedürfniß ist. Darum will ich, wenn ich an Frankreich denke, mich nur der Zeit der Jugend erinnern, wo

---

gezahlt, die dem Rückzuge gefolgt waren. Herr Mollien, damals Finanzminister, aus Furcht sich zu compromittiren, verschwieg meiner Mutter und mir, daß 600,000 Franken, die uns gehörten, bei dem General-Einnehmer von Blois (Hr. Lefebvre) deponirt waren. Dieses Geld wurde dem Herzog von Angouleme eingehändigt, und nie hat er sie zurückgegeben.

Zuneigung und allgemeines Wohlwollen mich umgab. Alles Uebrige vergesse ich.

Die Herren beruhigten sich endlich über unsere Reise durch Belgien; ich hörte nicht weiter davon reden.

In London lernte ich Lady Holland kennen, die mir erzählte, wie viel Mühe sie habe anwenden müssen, dem Kaiser Napoleon jene kleinen Andenken zu schicken, die seine Verbannung versüßten. Die damaligen Minister hatten ihr die Sendung derselben als ein Verbrechen vorgeworfen. Der König vor Allen habe es ihr nie verziehen.

Alles was ich von König George IV. gehört, bewies die höchste Mittelmäßigkeit seines Charakters. Man begreift, daß er stets ein Feind des Kaisers war; daß er aber auf dessen Person, auf dessen militärische Talente eifersüchtig wurde, ist unbegreiflich. Sein Mangel an Großmuth gegen ein ruhmbedecktes Unglück, das sich ihm vertraut, befleckt sein Andenken für immer.

Lord Holland vereint mit der feinsten und geistreichsten Physiognomie eine Gutmüthigkeit, wie

man sie nur bei einem Manne, der blos gut ist, erwarten möchte. Ihm allein war das Geheimniß meiner Reise bekannt. Er versicherte, daß jezt das englische Ministerium, dessen Mitglied er ist, sich nicht mehr widersetzen würde, wenn die Verbannung der Familie des Kaisers aufgehoben würde. Dies bewies mir, die Frage sey einzig eine auswärtige. Mit Kummer bemerkte ich gegen ihn, daß die Erinnerung an uns in Frankreich bedeutend geschwächt sey, und fügte hinzu: „Das Volk allein erinnert sich jener Zeiten.“ Mit einem sanften und feinen Lächeln rief er: „Das ist doch Etwas!“

Ich sah auch Lady Grey, die mir außerordentlich gefiel; sie schien sanft, voll Anmuth und Gefühl. Ganz der Sorge für ihre Familie hingegeben, fürchtet sie Spottreden der Gegner ihres Mannes. Sie scheint sich mehr nach Ruhe als nach Macht zu sehnen. — Was ihn betrifft, so schildert man ihn als stark durch sein Bewußtseyn; er besizt große Beredtsamkeit, Festigkeit und die Ruhe eines Mannes, der das Gute will.

Es machte mir Freude, den General Wilson und Hrn. Bruce zu sehen, welche auf so

edle Weise Hrn. Lavalette gerettet hatten. Sie führten mir ihre interessante Familie zu. Die Gräfin Glengall, die ich in Amiens während der Friedensunterhandlung kennen gelernt, beeiferte sich, mir im Namen der Stadt alle Ehre zu erweisen; sie zeigte mir die größte Theilnahme.

Ich müßte die ganze hohe Gesellschaft von London und die ausgezeichnetsten Personen namhaft machen, wollte ich ausführlich angeben, wie sehr alle bemüht waren, mich aufzusuchen und mich freundlich zu empfangen. Man wird sich leicht vorstellen, daß ich die Familie des Engländers nicht vernachlässigte, der mir in Florenz so nützlich geworden. Ich sah seine Mutter mit dankbarer Rührnng, und berichtete ihr, welchen Dienst mir ihr Sohn geleistet hatte.

Die Herzogin von Bedford, mit welcher ich zur Zeit des Friedens von Amiens in vertrautem Umgang stand, suchte mich auf und bot mir ihre Dienste an. Hätte ich gewollt, so wäre ich täglich zu einem Feste eingeladen worden. Ich war nur bemüht, die Einladungen auszuschlagen, und vollbrachte die Zeit in meiner Wohnung. Bei meiner Trauer konnten die Freu-

den der Welt nicht zu dem Zustand meiner Seele stimmen.

Ich fand in London meinen Neffen Achille Mürat, der mit seiner jungen Frau aus Amerika kam; er ist ausgezeichnet durch seinen Charakter, wie durch den Muth, mit welchem er das Mißgeschick besiegt, und sich eine unabhängige Stellung geschaffen hat. Einmal war er Advokat, ein andermal Landwirth; ohne Vermögen, verdankt er nur sich selbst seine Existenz. Seine Meinungen sind die eines entschiedenen Republikaners *), ich hätte aber gewünscht, daß

*) Was ist die Ursache, daß die in den Grundsätzen des Kaiserreiches erzogene Jugend sich insgesammt zu den liberalen Ideen bekennt, und daß die Verbannung, wen sie getroffen, noch mehr in diesen Ideen bestärkte? Der Grund, glaube ich, liegt darin, daß diese Ideen die Sitten der damaligen Zeit beherrschten. Ein Titel schien, wie ein Band, nur eine Belohnung zu seyn. Wer hätte gewagt, ihn als ein Recht in Anspruch zu nehmen? Ob Einer von Adel sey oder nicht, war gleichgültig. Nur das persönliche Verdienst wurde geachtet. Man sprach nicht von der Freiheit, aber die Gefängnisse standen leer. Man vertheilte Titel, aber überall herrschte die vollkommenste Gleichheit; und Jeder, selbst der nächste Verwandte des Kaisers, begann damit, daß er Soldat wurde.

seine Erziehung ihn gelehrt, sich zu erinnern, daß er Franzose, und nur durch die Gnade

---

Unter der Restauration dagegen sprach man nur von Freiheit, und die verderblichsten Reactionen traten wieder auf den Schauplatz. Alle Vorrechte des Adels, obgleich nach der Verfassung kein Recht, wurden ein Factum. Man wurde Obrist oder General, ohne gekämpft zu haben; und die Titel erhielten ein solches Uebergewicht, daß besonders Diejenigen, die sie erst seit kurzer Zeit trugen, um den Schein des alten Adels zu erhalten, sich verpflichtet glaubten, ihren Ursprung zu verläugnen.

Habe ich nicht erlebt, daß meinen Kindern die Titel versagt wurden, die aus einem populären Wahlreich hervorgegangen, die in ihren Taufschein wie in die Jahrbücher des französischen Ruhmes eingeschrieben waren? Sie allein sezten keinen Werth auf den Titel; sie waren nur stolz — Franzosen und Napoleoniden zu seyn. Und wird man es glauben, daß oft Diejenigen, die ohne den Kaiser nie König, Herzog oder Prinz geworden wären, die Gültigkeit dieser Acten nicht anerkennen wollten? Dies geschah ohne Zweifel, den Bourbons zu gefallen, welche neunzehn Jahre des Ruhmes, der ihnen entzogen war, in Frankreich nicht gelten lassen wollten. — Auch das auf Kosten meines Bruders verbreitete Mährchen, er habe sich Ludwig XVIII. unter dem Titel eines Marquis von Beauharnais, und nicht als Prinz Eugen vorstellen lassen, konnte nur von Menschen erfunden seyn, welche das Andenken der jüngsten

Frankreichs und des Kaisers Neapolitanischer Prinz geworden sey.

Vergangenheit zu vernichten wünschten, und sich dabei auf den edelsten und reinsten Charakter beriefen, dem sie einen solchen Mangel an Würde und Politik andichteten.

XII.

In London erhielt ich einen Besuch, der mich im höchsten Grade rührte; es war eine Jugendfreundin, die Herzogin von Friaul. Wie mich, hatte sie ein unersetzlicher Verlust getroffen; nichts konnte sie über den frühzeitigen Tod einer einzigen Tochter trösten, die, 17 Jahre alt und mit den schönsten Eigenschaften begabt, die Mutter in gänzlicher Einsamkeit auf dieser Erde zurückließ. . . Sie kam meinen Schmerz zu theilen und mit wir zu weinen. General Fabvier, ein tapferer Krieger, in Griechenland, wie in Frankreich geschäzt, hatte in ihrem Unglück Sorge für sie getragen. Er begleitete sie. Sie unterrichtete mich von ihrer Vermählung mit ihm, und daß beide sich glücklich schäzten, mir

Trost zu bringen. Sie waren mir wirklich ein Trost.

Seit diesem Augenblick fing ich an, ein wenig auszugehen. Ich wollte nicht, daß sie die Reise gemacht haben sollten, ohne wenigstens einen Begriff von London zu erhalten. Ich machte mir es daher zur Pflicht, mit ihnen, zum ersten Mal, einige Merkwürdigkeiten zu sehen — den Tower, Woolwich, Richmont, den Tunnel ꝛc. Dabei strengten wir uns aber gemeinschaftlich an; daher oft, nachdem wir die merkwürdigsten Dinge gesehen, wir uns zuriefen: „Gottlob, damit wären wir fertig!" — Als hätten wir eine mühsame Pflicht erfüllt, schienen wir von Neuem Athem zu schöpfen.

Wir machten 15 englische Meilen um Hampton-Court zu sehen. Dieser historisch denkwürdige Aufenthalt reizte am meisten unsere Neugierde. Man mußte aber so lange auf den Schließer warten, daß wir übereinstimmend den Entschluß faßten, geradezu wieder umzukehren, ohne etwas gesehen zu haben. Ehedem hätte ich nicht mit solcher Gleichgültigkeit die interessanten Orte besucht. Wie ich schon bemerkt, ein zu tief verwundetes Herz verliert alle

Theilnahme; ja, weil man an sich selbst nicht mehr Theil nimmt, ergibt man sich den Leiden.

Nach acht Tagen verließ mich die Herzogin von Friaul, hoffend, mich bald wieder zu sehen.

Ich hatte an den König geschrieben, wie es verabredet war. Seine Antwort lautete: Hr. v. Talleyrand habe den Befehl, mir einen Paß auszufertigen. Die Herzogin von Dino kam, mir dies anzukündigen. Sie war geistreich und freundlich, wie ich sie immer gefunden habe.

Prinz Leopold, einer meiner alten Bekannten, besuchte mich. Er sprach mit mir von seinem Unglück (dem Verlust der Kronprinzessin von England) und wie er eine schöne Zerstreuung in der Beschäftigung mit dem Glück der Völker suche; er sprach von dem Throne Griechenlands, der ihm wünschenswerth geschienen, weil es möglich sey, dort viel Gutes zu thun; er sprach von der belgischen Krone, die ihm angeboten werde. Im Weggehen sagte er lachend: „Nicht wahr? Sie werden mir im Vorbeifahren mein Königreich nicht nehmen?“ Dieser Scherz und was man mir früher erzählt

hatte, verriethen mir Ideen, die ich mir nie zu erklären wußte.

Ich bereitete mich zur Abreise von London, als ich erfuhr, die Herzogin von Berry sey angekommen. Da sie bei mir ihre eigenen Plane und den gleichen unternehmenden Muth voraussezte, so war sie von Bath nach London gegangen, sobald sie von meiner Ankunft unterrichtet war. Sie wollte wissen, was mich nach England geführt habe. Eine Person, die ich in Deutschland gekannt, hatte ihr Dienste geleistet. Die Herzogin vertraute dieser Person nicht nur ihren Haß gegen Louis Philipp, sondern auch, daß sie die Absicht habe, nach Frankreich zu gehen, wohin sie von ihren Anhängern gerufen würde. Man glaubte, sie reise unverzüglich dahin. Die Zeitungen ihrer Partei waren über ihr Verschwinden erschrocken; um nun die Regierung von den Planen der Herzogin von Berry abzuleiten, suchten sie ihr Besorgnisse auf meine Rechnung einzuflößen; sie erzählten also, ich wäre nach Paris gekommen und befände mich dort verborgen. Frau von Flahaut meldete dies an Lady Grey *), als eine Neuigkeit, die sehr

*) Frau von Flahaut schrieb dies für mich in wohlwollender Gesinnung. Während meiner Reise

verbreitet sey, und die man bei der lezten Emeute für wahrscheinlich gehalten habe.

So wurde ich noch einmal ein Gegenstand der Furcht, ich, der jeder Gedanke an Intrigue so fremd ist, ich, die nicht glaube, daß man auf eine Macht Werth setzen und sie sich erhalten könne, wenn sie nicht von der Zuneigung Aller und mit allgemeiner Zustimmung verliehen wurde! Mir die Absicht zutrauen, als Abenteuerin die Macht zu suchen, hieß mich wenig kennen. *).

---

glaubte sie mich in Corfu oder Malta; sie sowohl als ihr Mann, hatten mich daher den dortigen Commandanten, mit denen sie verwandt waren, mit verbindlichem Eifer empfohlen.

*) Es war mir unbegreiflich, wie nach der Juli-Revolution, die man diesmal wohl nicht für mein Werk ausgeben wird, ich noch irgend eine Furcht einflößen konnte. Die Schätze, die man mir zuschrieb, mußten ja, nach so langer Zeit, wo ich sie reichlich gespendet haben sollte, endlich erschöpft seyn. — Die Leidenschaften aber haben so wenig Besonnenheit, als Urtheil. Ich habe daher oft gedacht, es sey allerdings nöthig, daß die Völker ihre politische Erziehung verbessern, ehe sie volle Freiheit erlangen, die jeder Mensch anzusprechen ein Recht hat; noch nothwendiger aber scheint es mir, daß die Regierungen Wahrheit

Solche Ideen haben nur Fürstinnen, die für den Glauben erzogen sind, eine Nation sey

---

und Lüge, Anhänglichkeit an ihre Sache und Angeberei, die den Schein davon annimmt, gehörig unterscheiden lernen. Habe ich nicht gesehen, wie fünfzehn Jahre lang die französischen Gesandten in der Schweiz sich über die Maßen um jede, mich betreffende Kleinigkeit bekümmerten, wie sie bemüht waren, mich mit immer neuen Plagen zu belasten! Besuchte mich mein Bruder, so war dies, in ihren Augen, ein Ereigniß, das Europa umwälzen könnte. Der unbedeutendste Mensch, der am Fuß meines Berges vorüberging, war jederzeit wenigstens ein verkleideter französischer General; die armen ausländischen Kaufleute waren sämmtlich Emissäre. Es ist wahr, die Herren August von Talleyrand und Demoustiers, nach einander französiche Minister in der Schweiz, hatten beide dem Kaiser mit Eifer gedient; sie mochten also glauben, es thue ihnen Noth, Besorgnisse auf meine Rechnung zu erwecken, damit man ihrer selbst um so sicherer zu seyn glaube. In schicklicher Zeit Intriguen und Complotte wittern, und dann sich das Verdienst beilegen, sie vereitelt zu haben, war von jeher das beliebte Mittel, das die subalternen Ehrsüchtigen aller Art anwendeten, sich der Macht nothwendig zu machen. Ein bairischer Minister in Bern, Herr Aubry, unterstüzte vollkommen die französischen Gesandten. Ihre Umtriebe haben mich oft zum mitleidigen Lächeln über die Erbärmlichkeit bewogen. Der treffliche alte König von Baiern, der den doppelten Cha-

ein Privat-Eigenthum, daher es Pflicht einer Mutter sey, ein Land, das ihrem Sohne gehört, mit Gewalt wieder in Besitz zu nehmen. So

---

rakter des antiken, patriarchalischen Königthums und der Einfachheit des Bürgerthums in sich vereinte, und dessen Schutz stets das Ansehen einer väterlichen Zuneigung hatte, war nicht selten der erste, sich mit mir über alle die ängstlichen Träume, deren Gegenstand ich war, lustig zu machen. Er kannte besser als jeder andere die Absurdität solcher Spürereien. — — Bei diesem Anlaß muß ich den Herren von Rayneval und von Rumigny *) Gerechtigkeit wiederfahren lassen; ihr Betragen hatte zu guten Erfolg in der Schweiz, und ihr Charakter war zu edel, als daß sie solche Winkelzüge hätten für nöthig achten sollen. — Ich bin, meinerseits überzeugt, daß die geheime Polizei zu nichts taugt, als Furcht, Irrthum und Mißtrauen zu unterhalten, niemals aber einen Aufstand zu vereiteln. Die Wahrheit erfährt man nur durch Vertrauen. Auch sollte der Mann, den sein Fürst beauftragt, so zu sagen ins Geheimniß der Familien zu dringen, stets der sittlichste Mann des Landes seyn.

---

*) Französische Gesandte in der Schweiz nach der Juli-Revolution. — Herr Graf von Rumigny hat auch in Deutschland, wo er, in Dresden und München, französischer Minister war, durch ein edles, menschenfreundliches Benehmen, sich allgemeine Achtung erworben.
D. Uebers.

etwas war also von einer Andern begreiflich, nicht aber von mir.

Diese Gerüchte zu widerlegen, zeigte ich mich bei einem Frühstück, das die Herzogin von Bedford gab. In ihrem Garten befand sich die ganze hohe Gesellschaft von London. Nie habe ich so viel schöne Frauen gesehen. Die Dame des Hauses behandelte mich mit ausgezeichneter Freundlichkeit. Sie verlangte von mir, daß ich ihr Landgut besuchen möchte, — eines der schönsten Orte Englands; es sollte mir einen Begriff von den Annehmlichkeiten des Lebens auf ihren Schlössern geben.

Jedermann schien eine Art Eigenliebe darein zu setzen, mich zum Zeugen eines Glanzes zu machen, der nicht leicht anderswo gefunden wird. Ich willigte also in die Einladung, und ging mit meinem Sohne und meiner Dame nach Wooburn-Abbey, das 40 englische Meilen von London entfernt liegt. Die Herzogin verließ einen Ball, reiste in der Nacht, um mich zu empfangen, und kehrte am dritten Tage zu einem andern Ball zurück; denn in dieser Zeit ist London so glänzend, daß die Pariser Gesell-

schaft nie Gelegenheit hat, sich solcher Regsamkeit hinzugeben.

An Fremden befanden sich zu Wooburn-Abbey nur die Herren Fox und Hamilton. — In andern Ländern könnte einzig ein souverainer Fürst so viel Bequemlichkeit, Eleganz und Luxus vereinen, als man in den Schlössern der englischen Großen antrifft. — Die Herzogin von Bedford macht die Ehre ihres Hauses mit unbeschreiblicher Anmuth. Sie zeigte mir ihr Dorf, ihre Schule, ihr Hospital; kurz ich sah Alles, was ein großes Vermögen an Genüssen darbietet, besonders indem es den Besitzer in den Stand sezt, Wohlthaten zu verbreiten. Die Aristokratie würde sich beliebt machen, man würde ihre Vorzüge verzeihen, wenn sie überall sich auf solche Weise als Beschützerin auswiese.

Von Allem, was ich in England sah, rührte mich am meisten der überall sichtbare Wohlstand. Wo sind die Armen? möchte man fragen. Es soll deren viele geben: die Kleidung aller Menschen aber und die auf jede Wohnung verwendete Sorgfalt läßt fast daran zweifeln.

Ich kehrte zufrieden mit meiner Reise zurück; jede Anstrengung aber wurde mir schädlich, und so überfiel mich nach der Rückkehr ein nervöses Kopffieber, das mich von zwei Uhr Nachmittags bis 9 Uhr Abends mit den heftigsten Schmerzen an der Stirn plagte, und erst später nachließ.

Ich habe vergessen zu sagen, daß ein bei dem französischen Botschafter angekommer Courrier den Befehl gebracht hatte, mir keinen Paß auszufertigen. Dies war zur Zeit der lezten Emeute. So sah ich mich genöthiget, in England zu bleiben, unwissend, auf welchem Wege ich nach Hause reisen könne. Doch war die Ruhe mir vor Allem nöthig.

Ich entschloß mich, nach Tunbridge-Wells zu gehen, und zu versuchen, ob die dortigen Wässer meine Schmerzen lindern würden.

Es war mir nicht unangenehm, daß mein Sohn sich von London entfernte. So lange er hoffte, die französische Regierung würde eine mit den Volksinteressen übereinstimmende Politik befolgen, hätte er gewünscht, dem Vaterlande zu dienen. In diesem Augenblick hätte man

ihm Dienste anbieten können, er würde sie ausgeschlagen haben; denn er konnte und wollte sich nicht mit dem, was er tadelte, verbinden; daher jedes neue, den Feinden seines Vaterlandes bewilligte Zugeständniß, ihn in solchem Grade erbitterte, daß ich die Wirkung dieser Stimmung fürchten mußte.

Seit unserer Ankunft kamen wahre oder falsche, aus Frankreich gesandte Emissäre, die ihn zu überreden suchten, sich in Frankreich oder in den Provinzen zu zeigen. Sein Anblick, sein Name, sagten sie, würde alle Welt zu Gunsten seines Vetters, des Herzogs von Reichstadt, elektrisiren. Auf gleiche Weise haben ohne Zweifel die Anhänger der Herzogin von Berry sie ihrer Seits zu überreden gesucht.

XIII.

Die damals allgemein in Frankreich, wie in England verbreitete Meinung war, daß die Regierung (Louis Philipps) sich nicht erhalten könne, indem sie keine Stütze habe. Die Freunde des Kaiserreiches versicherten, sie sey am Vorabende ihres Sturzes, und mehr als jemals sey von Napoleon II. die Rede; denn die Parteigänger der Legitimität hätten, trotz ihrer großen Anstrengungen, die wenigste Aussicht auf Erfolg.

Die Republikaner, ihrer Seits, zweifelten, daß sie das Volk und die Armee würden gewinnen können; sie fingen an zu begreifen, daß

nur mit einem Napoleon sie republikanische Institutionen würde erhalten können. — So lautete wenigstens jede schriftliche oder mündliche Nachricht.

Mein Sohn antwortete auf die verschiedenen ihm gemachten Anträge: Er gehöre Frankreich an, gleichviel auf welche Weise; er habe dies bewiesen, indem er der Regierung seine Dienste angeboten; obgleich zurückgewiesen, gezieme es ihm nicht, mit Gewalt über die Wünsche einer Nation zu entscheiden, deren Beschlüsse er stets achten wolle *). — Seine Antwort war der Ausdruck seiner Gesinnung; es kamen aber so viel Personen, eine nach der andern, und ich hatte einen solchen Schrecken vor den Intriguen, daß es mir große Freude machte, mich zu entfernen.

Ehe ich nach Tunbridge-Wells ging, erfuhr ich, es sey ein Befehl gekommen, mir einen

---

*) Ich habe nachher erfahren, daß der Herzog von Reichstadt denen, die ihn überreden wollten, allein nach Frankreich zu kommen und sich dort zu zeigen, geantwortet: „Ich kann nicht als Abenteurer „nach Frankreich kommen; die Nation berufe „mich, und ich werde Mittel finden zu ihr zu „gelangen.“

Paß auszustellen. Ich wollte also von dort die Reise antreten. Weit entfernt aber einen Paß zu erhalten, wurden mir ganz andere Winke gegeben. Lady *** sagte mir: Es würde meine redliche Absicht in Verdacht bringen, wenn ich vor der Juliusfeier nach Frankreich käme; es sey ganz einfach, daß man mir nicht die gehegten Besorgnisse anvertraue; man hoffe aber von meiner Rechtlichkeit, daß ich meinen Aufenthalt in England bis Ende Juli verlängern würde.

In der Ungewißheit, wen anzuhören, schrieb ich an Hrn. von Houdetot, um zu wissen, woran ich mich halten sollte. Ich ging nach Tunbridge, dort seine Antwort zu erwarten. Hier sah ich mich von den englischen jungen Mädchen umgeben, die in völliger Unabhängigkeit leben; alle besitzen Talente, Bildung, und sprechen vollkommen französisch. Ich war für sie eine Beschäftigung, ein Gegenstand der Theilnahme — in einem abgelegenen Orte und in dem Augenblick wo alle Freuden nach London fliehen. Für mich waren diese Damen eine liebenswürdige Zerstreuung.

---

*) Sie war vielleicht das Organ der französischen Gesandtschaft.

Die Bäder erwiesen sich mir heilsam; diese Ruhe verursachte eine Abspannung meiner Nerven, die der Gesundheit günstig war. Ich weinte viel, was ich seit meinem Unglück noch nicht gethan hatte. Die Rückkehr zu einem weniger erzwungenen Zustand erzeugte aber zugleich eine gänzliche Muthlosigkeit. Ein Augenblick der Verzweiflung machte mich krank; ich glaubte zu unterliegen. Das Schicksal wollte indeß, daß ich noch leben sollte.

Ich ging wieder nach London, um dort meine Nichte, die Kaiserin von Brasilien, zu sehen, die mit ihrem Gemahl ein Asyl in Europa suchte.

Hr. von Houdetot hatte mir nicht geantwortet. — Hr. von Talleyrand schickte mir am 1. August meine Pässe, mit einem sehr artigen Schreiben von ihm. Von Vichy war nicht mehr die Rede. — Ich wollte so schnell als möglich nach Hause eilen; wußte aber nicht, ob man noch darauf rechnete, mich durch Paris reisen zu sehen, wie es der König und Hr. C. Perrier mit einander verabredet hatten. Ich fühlte, daß für meine künftige Ruhe diese Reise nothwendig seyn möchte; denn ich verlangte

nichts weiter von den verschiedenen Regierungen, als daß sie mir erlaubten, fern von Verdacht und Plackereien zu leben. Und damit man meinen Namen nicht gebrauche, war vielleicht die ostensible Maßregel nöthig, welche diesen Namen, so zu sagen, vernichtete, wenigstens in den Augen derer, die sich desselben hätten bedienen wollen. Ich sehnte mich, mein friedliches Asyl wieder zu sehen; denn ich war des Lebens in der großen Welt müde, wo für freundliche Theilnahme, die mir jedes Unglück einflößt, und für mein Bedürfniß, es zu mildern, ich bei eigenen Leiden nur kalte Gleichgültigkeit, Unrecht und Verleumdung gefunden hatte.

Das Schweigen des Hrn. v. Houdetot bewies Verlegenheit, gab mir aber die Freiheit, nach der frühern Uebereinkunft zu handeln. Noch schwankte ich; meine Unentschlossenheit endete aber, als mein Sohn mir sagte: „Wenn wir „durch Paris gehen, und ich sähe dort vor „meinen Augen, wie man auf das Volk einhauet, „so werde ich nicht widerstehen, sondern mich „auf seine Seite stellen.“ — Dies war genug, mich zu bestimmen, ihn nicht in solche Lage zu versetzen.

Ich verließ also England mit dem Vorsatz, Paris zu umgehen. — Die französischen Truppen sezten sich nach Belgien in Marsch. — Am 7. August schiffte ich mich ein, das Meer war ruhig, die Ueberfahrt glücklich. Hr. Adair befand sich auf demselben Dampfboote, und ließ sich mir vorstellen. Er ging als ausserordentlicher Gesandte nach Belgien und folgte dem König Leopold, der ihm wenige Tage vorausgegangen war.

Ich landete in Calais. Hr. Adair führte mich am Arm bis zum Gasthofe, und reiste sogleich ab.

Der Name, der man mir auf dem Passe gegeben hatte, war der meines Landguts in der Schweiz. Auch beobachtete ich das strengste Incognito, das ich benutzen wollte, meinem Sohne die Orte zu zeigen, die im Allgemeinen, oder durch meine Erinnerungen für uns am merkwürdigsten waren.

Boulogne konnte nicht vergessen werden. Dort war es, wo in einer der glänzendsten Epochen des Kaiserreichs, ich den militärischen Festen beiwohnte die gefeiert wurden, während

„brauchte, und beredete mich, acht Tage bei
„dem Kaiser zu verweilen.“

. . . .
. . . .

„Ich reiste allein ab, mit meinem Sohne
„und meinem Ehren-Hause.“

„Der Kaiser hatte unweit Boulogne ein
„kleines Landhaus bezogen, le Pont de Brique
„genannt. Seine Schwester Carolina und Mürat
„wohnten in einem andern nahen Gebäude.
„Ich kehrte bei ihnen ein. Täglich speisten wir
„bei dem Kaiser.“

„Seit zwei Jahren standen unsere Truppen im
„Angesicht von England concentrirt, und Jeder-
„mann erwartete eine Landung. Die Lager im
„Umkreise von Boulogne, waren an der Meeres-
„küste aufgeschlagen und glichen einer langen, nach

„der Schnur erbauten Stadt. Jede Barake hatte
„ihren kleinen Garten; da gab es Blumen und
„Vögel. Neben dem Signalthurm ragte die für
„den Kaiser bestimmte Barake hervor; sodann
„kam die des Marschall Berthier. Alle platten
„Böte, in den verschiedenen Häfen vertheilt,
„erwarteten das Zeichen zur Abfahrt. In der
„Ferne sah man England; seine schönen Schiffe,
„die an der Küste kreuzten, schienen eine un-
„durchdringliche Wehr zu bilden. Der Eindruck
„dieses Schauspiels erzeugte den Gedanken an
„eine bisher unbekannte Größe. Alles sprach
„zur Einbildungskraft. Dies unermeßliche Meer
„sollte ein Schlachtfeld werden und vielleicht
„die Elite zweier großen Nationen verschlingen.
„Unsere Krieger, stolz darauf, noch keine Un-
„fälle zu kennen, ungeduldig bei der zweijähri-
„gen Ruhe, glühend von Thatkraft und Muth,
„glaubten schon, das jenseitige Ufer zu errei-
„chen. Ihre Zuversicht, mit solchem Eifer ge-
„paart, beflügelte die Hoffnung auf den Erfolg.
„Doch plötzlich, bei dem Anblick so vieler Hin-
„dernisse, trübte die Furcht vor so vielen Ge-
„fahren bald wieder jene Hoffnung; und das
„Herz wurde von unwillkürlichem Schrecken
„zusammengezogen. — Uebrigens schien der Er-

„pedition nichts, als ein günstiger Wind zu „fehlen."

„Von allen Ehren, die einer Frau erwie-„sen werden können, haben die militärischen „stets etwas Ritterliches, und es ist schwer, „nicht davon geschmeichelt zu seyn. Nichts war „jemals imposanter, nichts prachtvoller, glaube „ich, als die Huldigungen, von denen ich um-„geben war; auch war dies die einzige Gele-„genheit, wo sie Eindruck auf mich machten."

„Der Kaiser gab mir zur Begleitung seinen „Stallmeister, den General Defrance. So „wie ich ein Lager besuchte, war Alles sogleich „unter den Waffen und manövrirte vor mir. „Ich erbat Gnade für Krieger, die für ein „Vergehen gegen die Disciplin bestraft waren, „und wurde von dem lebhaftesten Enthusias-„mus empfangen. Alle Generalstäbe beglei-„teten zu Pferde meinen Wagen, und überall „verkündete eine herrliche Musik meine Ankunft. „Zum ersten Male sah ich bei einer solchen Heer-„schau eine Urne, die von einem Grenadier am „Riemen getragen wurde. Man erzählte mir, „daß der Kaiser, das Andenken des tapfern

„Latour d'Auvergne *) zu ehren, dessen in einer
„bleiernen Kapsel verwahrtes Herz dem ältesten
„Soldaten des Regiments zu tragen anvertraut
„habe, und daß bei dem Appel stets sein Name
„gerufen werden sollte, wie wenn er gegen-
„wärtig wäre. Der Soldat, der die Urne
„trug, antwortete sodann: „Tod auf dem
„Felde der Ehre!

„Eines Tages gab man mir ein Früh-
„stück im Lager von Ambleteuse. Ich wollte
„auf dem Meere hinfahren; obgleich der Wind
„ungünstig war, begleitete mich der Admiral
„dahin. Ich sah die Engländer und ging so
„nahe an ihnen vorbei, daß sie sich leicht unse-
„rer Yacht hätten bemächtigen können. Ich
„besuchte die Holländer, die vom Admiral
„Verhuell angeführt wurden **); sie empfingen

*) Latour d'Auvergne, aus der berühmten Familie Türenne, in jeder Rücksicht ausgezeichnet und von einem in jeder Gefahr erprobten Muthe, hatte in der Armee nie einen Grad annehmen wollen. Der Kaiser ernannte ihn den ersten Grenadier von Frankreich. Er fiel bei Neuburg. Mein Bruder hat, nach dem Frieden, das einfache Denkmal wiederherstellen lassen, das seinen Namen anzeigte.

**) Die Holländer, um den ihnen angewiesen Hafen von Ambleteuse zu erreichen, hatten gegen die

„mich mit lautem Hurra, und ahneten so
„wenig als ich, daß ein Jahr später ich ihre
„Königin seyn würde. — Ein andermal machte
„der Kaiser kleinen Krieg. Die Engländer,
„beunruhiget, so viele Truppen vereint zu sehen,
„kamen der Küste sehr nahe; sie feuerten selbst
„mehrere Kanonen ab; — der Kaiser, stets an
„der Spitze seiner Truppen, die auch feuerten,
„fand sich sonach zwischen zwei Feuern. Da
„wir ihm gefolgt waren, so mußten wir aus-
„dauern. Mein Sohn war keineswegs erschro-
„cken, was seinem Onkel große Freude machte.
„Die Generale aber zitterten, da sie sahen,
„wie sehr der Kaiser sich den Gefahren aus-
„sezte. Der Ladstock eines Ungeschickten konnte
„ihm so verderblich werden, als eine Kugel."

„Was mir bei diesem imposanten Schau-
„spiel als seltsam auffiel, war der Contrast
„unserer Soldaten gleichsam mit sich selbst,
„denn diese auf dem Schlachtfelde so tapfere
„Soldaten, diese Schrecken des Feindes, wenn
„sie von den Kriegsübungen ausruhten, betru-
„gen sich wie leicht zu führende Kinder; sie

englische Flotte ein Gefecht zu bestehen, das ihnen
zur größten Ehre gereichte.

„spielten bald mit einem Vogel, bald mit den „Blumen. Der unerschrockene Krieger zeigte „sich hier nicht selten wie ein bescheidener „Schüler. Bei dem Frühstück zu Ambleteuse, „das mir Marschall Davoust unterm Zelte „gab, hatten die Grenadiere einige Verse ein„studirt, und kamen mit der Furchtsamkeit eines „jungen Mädchens, sie bei meiner Tafel abzu„singen. Ich wunderte mich über ihre sichtbare „Verlegenheit, über ihr linkisches, scheues We„sen, während sie doch die Landung in Eng„land besangen; denn der Schlußvers des Liedes, „so viel ich mich erinnere, lautete:

„Que traverser le detroit"
„Ce n'était pas la mer à boire."

„Aus dem Salon des Kaisers beobachteten „wir oft die Soldaten seiner Garde, welche „sich auf dem Rasenplatz vor dem Schlosse „versammelten; einer nahm die Violine und „gab seinen Cameraden Unterricht im Tanze. „Die Anfänger übten sich in Jetés, in Assemblés „mit großer Aufmerksamkeit; die Geschickteren „führten ganze Contretänze auf. Es belustigte „uns ungemein, ihnen hinter den Jalousien zu„zusehen; der Kaiser überraschte uns bisweil-

„bei diesem Geschäft, lachte mit uns und schien
„sich über ihre unschuldigen Vergnügungen zu
„freuen.“

„War das Vorhaben einer Landung in
„England ernstlich gemeint? Wollte der Kaiser
„durch diese unermeßlichen Zubereitungen die
„Aufmerksamkeit nur irre leiten und sie auf
„diesen Punkt fesseln? Ich weiß es nicht. Es
„ist dies eine der Fragen, die ich nicht zu ent-
„scheiden wage. Hiebei, wie sonst, berichte ich
„nur was ich gesehen habe.“

„Die Marschallin Ney gab mir ein sehr
„schönes Fest in Montreuil, wo ihr Gemahl das
„Commando hatte. Der Morgen wurde ange-
„wandt, die Truppen vor mir manövriren zu
„lassen; am Abend war Ball, der aber plötz-
„lich durch die Nachricht gestört wurde, der
„Kaiser habe sich eingeschifft. Die Aufregung
„war allgemein; Jeder floh aus dem Saal
„und wollte verzweifeln, sich auf dem Ball zu
„finden, während man nach England schiffte.
„Eine Menge junger Offiziere, die bei dem
„Feste waren, eilten auf die Straße nach
„Boulogne, wohin ich, wie sie, schnell wie der
„Blitz gleichfalls fortlief, während General De-

„france mich begleitete und vor Ungeduld
„brannte, sich wieder bei dem Kaiser zu finden.
„Ich war von dem Gedanken innigst ergriffen,
„daß eine so große Unternehmung vor meinen
„Augen ausgeführt werden sollte. Ich sah
„schon im Geiste, von dem Signalthurme, dem
„Kampfe zu; ich sah wie unsere Flottillen in
„den Grund gebohrt wurden, wie sie in den
„Wellen verschwanden. Es schauderte mich im
„Voraus. Endlich komme ich an, ich frage
„wo der Kaiser sey, und erfahre, daß er wirk-
„lich bei der Einschiffung aller Lager während
„der Nacht gegenwärtig gewesen und Alles
„geleitet habe, jezt aber wieder zurückgekehrt
„sey. Ich sah ihn erst an der Mittagstafel,
„wo er den Prinzen Joseph, damals Obrist
„eines Regiments, befragte, was er sich bei
„dieser falschen Einschiffung gedacht, welchen
„Eindruck sie gemacht, und wie lange sie ge-
„dauert habe. Joseph versicherte, Jedermann
„habe geglaubt, es sey Ernst; die Soldaten,
„die daran nicht gezweifelt, hätten bereits ihre
„Uhren verkauft. — Der Kaiser erkundigte sich
„auch häufig, ob der Telegraph nicht den An-
„blick einer französischen Escadre anzeige, an
„deren Bord sich sein Adjutant Lauriston befand;
„er hatte ganz die Miene, als erwarte er nur

„dessen Ankunft und einen günstigen Wind, um
„die Flottillen auslaufen zu lassen.“

„Die acht Tage, die mir mein Mann zu-
„gestanden hatte, waren verflossen; ich beur-
„laubte mich bei dem Kaiser. Ich ging über
„Calais und Dünkirchen. Ueberall sah ich die
„Truppen bei mir vorbei defiliren, und verließ
„diese schöne Armee mit Bedauern, nicht länger
„bei ihr verweilen zu können, und zugleich mit
„Schrecken, wenn ich daran dachte, daß sie in
„einigen Tagen vielleicht den größten Gefahren
„ausgesezt seyn würde.“

. . . .
. . . .
. . . .
. . . .
. . . .
. . . .

„Zu Saint-Amand erwarteten wir täglich
„die Nachricht von der Ueberfahrt nach Eng-
„land, als wir alle Truppen nach dem Orte
„unsers Aufenthalts kommen sahen, von wo sie
„sich in beschleunigten Märschen an den Rhein
„begaben. Oesterreich hatte den Frieden ge-

„brochen. Wir gingen sogleich nach Paris, den „Kaiser noch vor seiner Abreise nach Deutsch= „land zu sehen.“

Die so prachtvollen Lager, wo ich diese Truppen gesehen, die vom Verlangen beseelt waren, die Engländer zu überwinden, und denen Alles leicht schien; dieser so oft siegreiche Feld= herr, den damals so großer Ruhm umgab, — Alles war verschwunden, keine Spur davon war sichtbar. Eine einzige Säule erinnerte an die Zeit der Wunder; zur Zeit des Kaiserreichs wurde sie aufgerichtet, aber Ludwigs XVIII. Namen war darauf gesezt.

XV.

Ich stieg bis auf die Höhe der Säule und erklärte von hier aus meinem Sohne, wo die verschiedenen Lager gewesen, wo die Barake des Kaisers, der Signalthurm, der Ort, wo der Thron gestanden, und wo er zum ersten Mal an seine Armee das Kreuz der Ehrenlegion — den Gegenstand so vieler Wünsche — vertheilte.

Während ich sprach, traten eine Dame und zwei Herren mir zur Seite. Ich brach also meine Rede ab; doch hatten sie bereits einen Theil meiner Beschreibung gehört und baten mich, sie zu wiederholen. Mit Vergnügen er=

füllte ich ihr Begehren. Als ich ihnen Abends wieder in Bologne begegnete, wo sie am Meere spazieren gingen, nahten sie sich mir sogleich und versicherten, ich sey den ganzen Tag der Gegenstand ihrer Unterredung gewesen; die Erzählung, die ich ihnen von einer so ruhmvollen Zeit gemacht, habe sie im höchsten Grade interessirt. — Sie kamen von Paris, und sprachen lachend von den Ementen, und von den verschiedenen Meinungen, die Frankreich entzweiten. Dabei erzählten sie einen Scherz, der bei ihrer Abreise in den Salons der Hauptstadt Beifall gefunden; man habe nämlich vorgeschlagen, um alle Parteien zu vereinigen, eine Republik mit drei Consuln zu errichten, und als solche den Herzog von Reichstadt, den Herzog von Orleans und den Herzog von Bordeaux zu ernennen. Dies, sagten sie, sey das einzige Mittel Jedermann zufrieden zu stellen; „doch,“ fügten sie lachend hinzu: „der erste Consul „könnte damit enden, sich zum Kaiser zu ma„chen, und sich über die andern zu erheben.“ — Ich habe nie erfahren, wer diese Personen waren, und ob sie mich erkannt hatten.

Seit sechzehn Jahren, wo ich in fremdem Lande lebe, hatte ich meine Muttersprache nur

mit Personen der Gesellschaft, die ich sah, gesprochen. Bei Allem also, was ausserhalb diesem Kreise um mich vorging, mußte ich gleichgültig bleiben. Jezt, auf dieser Reise, genoß ich die Freude Alles zu verstehen, was das Volk in den Städten, die Bauern auf dem Lande sprachen. Ich war hier nicht mehr die Fremde; dieser Gedanke that mir wohl.

Sobald ich in einem Gasthof angekommen war, ging ich mit meinem Sohne zu Fuß aus, besuchte die Laden, sezte mich, und hatte eine Freude daran, mit Jedermann schwatzen zu können. Ein andermal hielt ich in der Straße ein Kind an, liebkoste es und fragte die Eltern, was es lerne. Auf dem Lande sprach ich mit den Bauern von der Ernte. Bei Allen fand ich Verstand, lebhafte und originelle Antworten. Ich empfand eine Art von Zufriedenheit, wenn ich mich bei meinen Fragen in die Lage und Interessen dieser Leute versezte.

In Chantilly ließ ich mir das Schloß des Prinzen Condé zeigen. Die umliegenden Wälder waren mein Eigenthum gewesen; sie gehörten zur Apanage, die der Kaiser für

meinen zweiten Sohn errichtete, als Holland mit Frankreich vereinigt wurde. *).

*) Als der Kaiser i. J. 1810 Holland mit Frankreich vereinte, hatte er mir ein Einkommen von zwei Millionen angewiesen, eine Million aus dem öffentlichen Schatz, als französische Prinzessin, die zweite Million zur Hälfte in Einkünften von den Wäldern bei St. Leu, und die andern 500,000 Franken in Anweisungen auf das Kroneigenthum in Holland. Diese leztere Million war die Apanage meines zweiten Sohnes; ich sollte aber bis zu seiner Mündigkeit die Einkünfte beziehen.

Um mir die Mühseligkeit einer verwickelten Verwaltung zu ersparen, ließ der Kaiser die Krongüter zum Vortheil der ausserordentlichen Domaine von Frankreich verkaufen, und gab mir, um diesen Werth zu ersetzen, eine Inscription von 500,000 Franken auf das große Buch von Frankreich. Im Jahr 1814 nahmen die Bourbons sowohl die auf den Schatz angewiesene Million, als auch die Wälder von St. Leu und die Inscription von 500,000 Franken, welche die holländischen Güter vorstellten; — Alles vermittelst der von mir gemachten Cession des Herzogthums St. Leu, welches, zufolge einer Clausel der offenen Briefe, mir stets für eine Einnahme von 400,000 Franken gelten sollte. Im Jahr 1815 nahm man Alles wieder in Besitz.

Mein älterer Sohn war Großherzog von Berg. Der Kaiser behielt die Vormundschaft bis zu Volljährigkeit. Er zog 15 Jahre lang netto fünf Millionen

Ich hatte diese Orte nie besucht, und dachte wohl, daß man sich dort meiner nicht erinnern würde. Ich fragte den Führer, wem diese Wälder gehört hatten. Er nannte mich, und fügte hinzu: „Man hat hier lange von ihr ge„sprochen; man sagte immer, sie streiche verkleidet „im Lande umher. Seit einigen Jahren hört

jährlich aus dem Herzogthum. Dieses Geld benuzte der Kaiser zur Verschönerung von Paris. Meinem Sohne sollte Alles bei seiner Mündigkeit in Rechnung gebracht werden.

Auf solche Weise verwendete der Kaiser zum allgemeinen Nutzen selbst die Einkünfte seiner Familie. Dem Volke kam also jene willkürliche Macht zu gute, welche man dem Kaiser so viel und so oft zum Vorwurf machte.

Was mich betrifft, so führe ich diese Einzelnheiten hier nur an, um lächerliche Verläumdungen zu beseitigen. Denn zu keiner Zeit machte ich Ansprüche an Frankreich auf die Rückgabe dieser Reichthümer. Ich habe die Ereignisse von 1814 als einen vollständigen Schiffbruch angesehen, und habe keine andere Rechte geltend gemacht, als auf die Rückstände der Million Renten, welche Rückstände in der öffentlichen Schuld von 1814 begriffen waren. Die Kammern hatten diese Schuld anerkannt, und der öffentliche Schatz, der das Geld empfangen hatte, war mir darüber Rechnung schuldig.

„man nichts mehr von ihr; ich weiß nicht,
„was aus ihr geworden ist." — Ohne Zwei=
fel ist sie todt, erwiederte ich. Dieser Gedanke
gefiel mir, ich weiß nicht warum. Ich war
vergessen.

XVI.

Von Chantilly wollte ich über Ermenonville und Morfontaine gehen. Es lag mir am Herzen, meinem Sohne die interessanten Orte zu zeigen, die ich einst mit meiner Mutter und mit dem Kaiser in den Zeiten des Ruhmes gesehen hatte. Ueberall fand ich Uebereinstimmung mit mir, mit meiner Lage und mit den Orten, die ich besuchte: Alles schien mir traurig und verlassen; wir hatten dasselbe Schicksal erfahren. Welche Veränderungen waren über mich, so wie über diese einst so glänzenden Gefilde eingebrochen! Mit welchem Luxus prangend, hatte ich sie verlassen! In Ermenonville zeugten die zu Ehren des Kaisers angestellten Jagden von den Schätzen der Besitzer; jezt wächst überall Gras.

Ein schlechtes Boot dient zur Ueberfahrt nach der Pappelinsel, die dem Jean Jacques geweiht ist. Ich ließ mich von meinem Sohne hinführen, und wir beide schrieben unsere Namen auf das Grabmal.

In Morfontaine schien mir Alles in noch größerem Verfall. Die Alliirten hatten im Jahr 1815 hier geplündert und nichts war seitdem wieder hergestellt. Hier wurde, zur Zeit des Consulats, der Friede mit Amerika unterzeichnet; hier war ich Zeuge eines Festes, wie man sich kein schöneres ersinnen kann. Dies Gut gehörte damals Joseph Bonaparte. Meine unglückliche Schwiegertochter, jezt in Trauer versunken, verlebte dort ihre Kindheit und sehnte sich immer nach diesen schönen Orten zurück. Man erinnerte sich in diesem Lande der unerschöpflichen Güte des Königs und der Königin, und jener Einfachheit der Sitten, wodurch sie die Herzen gewannen.

Zu St. Denis hatte ich noch ganz besondere Erinnerungen. Dort war, unter meinem unmittelbaren Schutz, das Institut für junge Mädchen, Töchter der Ehren-Legionisten, errichtet worden. Dies ist das einzige Königthum,

das verloren zu haben ich bedauere *). Ich wagte nicht, mich dort zu zeigen; noch kannte ich zu viel Leute; aber ich ging in die Kirche und stieg in die Gruft hinab. Einige wißbegierige Fremde, wie wir, folgten uns dahin. Ludwig XVIII., der einzige König seiner Dynastie ruht unter diesen Gewölben, die unter dem Kaiserreich wiederhergestellt wurden, um die neue von Frankreich adoptirte Familie aufzunehmen. Seltsamer Wechsel menschlicher Schicksale! Das Haupt dieser Familie blieb in der Macht der Engländer, und die andern sollen sterben — zerstreut auf fremder Erde.

Ich erinnerte mich des Tages, wo ich diese Kirche, an welcher man zu jener Zeit noch baute, besucht hatte. Ich war damals sehr krank, daher mir der natürliche Gedanke in den Sinn kam, daß ich ohne Zweifel die erste seyn würde, die man hierher trüge. Jezt, war ich noch unter den Lebenden, aber ich hatte kaum das Recht die Kirche zu besuchen. — Jedesmal,

*) Ich war Fürstin-Beschützerin der kaiserlichen Häuser von Ecouen und St. Denis. Acht hundert junge Mädchen wurden hier erzogen. Sie beteten für den Kaiser und für mich.

wo der Grabwächter uns eines der für die Bourbons bestimmten Gewölbe zeigte, rief eine ältliche Frau, die von einem jungen Mädchen begleitet wurde, leise mir zu: „Das hat der „Kaiser Napoleon machen lassen; der Führer „zeigt Ihnen nicht etwas sehr Schönes, das „sich hier befand und mit Bienen geschmückt „war.“ *).

Das Zutrauen, das die Frau mir erwies, gab mir Anlaß, sie um den Zustand des Instituts zu befragen. Sie antwortete, indem sie mir ihre dort erzogene Tochter vorstellte: „Dort „hat man die Wohlthaten des Kaisers nicht „vergessen; auch verbarg man die ihm erhaltene „Liebe so wenig, daß die Herzogin von Angouleme sich darüber ärgerte und das Haus nie „besuchen wollte.“

Mein Sohn wäre gern nach St. Leu gegangen, wo er seine Kindheit zugebracht. Ich hätte dort Gräber gefunden, die mir theuer waren **), aber mich zu weit von meiner Straße

*) Sie meinte ein Thor von Bronze, das die Gräber schließen sollte.

**) Mein ältester, in Holland gestorbener Sohn, war, ehe St. Denis vollendet werden konnte, in der

entfernt, daher wir darauf verzichten mußten. Ueberdem hätte der Besuch eines von mir geschaffenen Landgutes, das eben erst Zeuge der schrecklichen Ermordung eines Greises, jezt das Eigenthum eines Andern, geworden war, einen zu peinlichen Eindruck auf mich gemacht.

Ich umging also Paris auf dem Wege de la revolte, und fuhr bis zur Kirche de Ruel, wo meiner Mutter Grab sich befindet.

Mit schmerzhaftem Gefühl betrat ich den Ort, kniete nieder vor dem geliebten Bilde, und überließ mich dem Gedanken, daß von Allen, die sie geliebt, ich mit meinem Sohne allein zurückgeblieben — verlassen, und gezwungen, den Ort ihrer Ruhe zu fliehen. Das Monument, das ihr zu errichten mein Bruder und ich nur mit großer Mühe die Erlaubniß erhalten konnten, war mit vielen Blumen geschmückt, was

---

Kirche Notre Dame beigesezt worden. Die Bourbons ließen ihn im Jahr 1814 von dort wegführen. Ich forderte ihn zurück, und gab ihm einen Platz in der Kirche von St. Leu. Ich hatte dicht daneben eine Capelle für Frau von Broc, meine Jugendfreundin, die ich im Jahr 1813 verlor, erbauen lassen.

mir bewies, daß sie in der Mitte von Freunden sich befinde, denen ihr Andenken theuer ist. Ihre Tochter allein war vergessen.

Ich hielt an bei dem Thore des Schlosses von Malmaison, und wäre gern hineingegangen. Von hieraus hatte der Kaiser für immer Frankreich verlassen. Hier war es mir gelungen, durch meine Sorgfalt die traurigen Stunden zu besänftigen, wo Alles ihn verließ, und wo von dem Gipfel des höchsten Ruhmes er ins größte Unglück stürzte. Nach Waterloo sah ich ihn noch voll Muth, sein eigenes Ungemach vergessend; um jeden Preis wollte er das Vaterland retten; er sagte voraus, wie es geplagt seyn würde, wenn es sich nicht vertheidigte; er fühlte, welche Macht noch in Frankreich läge, wenn es mit ihm vereint sey. Man stieß ihn zurück. Man fürchtete seine Ketten, wie man es nannte; im Namen der Freiheit überlieferte man sich den Fesseln der Feinde Frankreichs.

Es war mir unmöglich, den Befehl des neuen Besitzers zu überwinden, welcher den Ort ohne Einlaßkarte zu sehen verboten hatte. Mein Neffe (der Herzog von Leuchtenberg) hatte

Malmaison an einen Banquier verkauft, der für sich einen Theil der Gärten und das Schloß behalten, und alles Uebrige veräußert hatte. Es war schwer, sich hier wieder auszukennen. Konnte ich mich wohl an demselben Orte glauben, den in seinem Glanze ich verlassen hatte, an dem Orte, wo ich stets mit Freude aufgenommen war, und wo jezt so gefühllos mir der Eingang verboten wurde.

Ach! ich war nach Frankreich gekommen, nur Gräber zu besuchen; und ich sah mich allein mit dem Gram der Erinnerung *). Wohl

*) Im Jahr 1828 machte die reizende Delphine Gay Verse auf mich, die bei mir in der Schweiz gesungen wurden. Darin schien vorausgesagt, was mir nachher begegnete.

LA PÉLERINE,

ROMANCE A DEUX VOIX,

Paroles de Mlle. DELPHINE GAY, musique de M. AMÉDÉE de BEAUPLAN.

Wolfsberg, 1828.

Soldats, gardiens du sol français,

Vous qui veillez sur la colline,

war es natürlich, wenn die Abwesenheit Ursache
ward, daß die im Vaterlande Zurückgebliebenen

De vos remparts livrez l'accès,
Laissez passer la pélerine.

Les accens de sa douce voix,
Que nos échos ont retenue,
Et ce luth qui chanta Dunois,
Vous annonceront sa venue.

Soldats, gardiens, etc.

Sans peine on la reconnaîtra
A sa pieuse rèverie,
Aux larmes qu'elle répandra
Aux noms de France et de patrie.

Soldats, gardiens, etc.

Son front couvert d'un voile blanc
N'a rien gardé de la couronne;
On ne devine son haut rang
Qu'aux nobles présens qu'elle donne.

Soldats, gardiens, etc.

jene Anhänglichkeit vergaßen, die sie uns früher gezeigt hatten; auf fremder Erde aber steht das Leben des Herzens still. In der Verbannung gibt es keine Gegenwart und keine Zukunft; die Vergangenheit allein ist Alles. In Frankreich war Alles aus der Stelle gerückt, Alles hatte sich erneuert; nur ich fand mich hier mit den gleichen Gefühlen, mit demselben Bedauern. Ist jedoch das Vergessen peinlich, so ist es die natürliche Folge der Ereignisse, während die Verläumdung einen bösen Willen enthüllt, der

---

Elle ne vient pas sur ces bords
Réclamer un riche partage;
De souvenirs sont ses trésors,
Et la gloire est son héritage.

Soldats, gardiens, etc.

Elle voudrait de quelques fleurs
Parer la tombe maternelle,
Car elle est jalouse de pleurs
Que d'autres y versent pour elle.

Soldats, gardiens, etc.

unsern Leiden eine neue Grausamkeit hinzufügt. Ich kann aber verzeihen, und ich fühle mich getröstet, wenn ich mir sagen kann: „Allem zum Trotz gibt es im Vaterlande noch Herzen, die mich lieben.“

XVII.

Ich sollte bei einem alten gothischen Schloß vorbeikommen, das ich von meiner Mutter geerbt und das mir noch, obgleich unter anderm Namen, gehörte, indem ein Gesetz uns verbot, in Frankreich etwas zu besitzen. Die Einkünfte dienten zur Bezahlung von Pensionen, die ich in Frankreich beibehalten hatte. Ich beschrieb meinem Sohne das Schloß, damit er im Vorbeifahren es bemerken möchte. Aber Alles war verschwunden. Ich glaubte, mein Gedächtniß täusche mich, ließ anhalten und fragte den Postillon, ob hier nicht ein schönes Schloß an der Stelle jenes kleinen Hauses gestanden. „Ja „wohl, erwiederte er, aber seit einem Jahre ist „es abgetragen, und die Ländereien sind durch

„Lotterie verkauft worden.“ So erfuhr ich, daß mein Gut verkauft und mein Schloß zerstört worden, ohne daß ich eine Ahnung davon gehabt. Ich glaubte sonach alles verloren zu haben, und sagte mir, daß die aus dem Vaterlande Verbannten von den öffentlichen Autoritäten, wie von den Privatpersonen nur Ungerechtigkeiten zu erwarten haben. Dieser Verlust war mir deßwegen empfindlich, weil ich dadurch ausser Stande gesezt wurde, meiner Mutter und meine alten Diener zu unterstützen. Ich tröstete mich jedoch, mit der Hoffnung, daß vielleicht noch nicht alle diese Ländereien verkauft wären, daß ich noch einige Einkünfte daraus würde beziehen können. Bliebe ich dann, selbst im Winter, in meinen Bergen in der Schweiz, verzichtete ich gänzlich auf das Stadtleben, so würde es mir vielleicht noch möglich seyn, Unglückliche zu unterstützen, die nur durch meine Hülfe leben. Diese Hoffnung beruhigte mich über dies neue Unglück.

Ueber Versailles und La Croix de Berni kam ich nach Melun, sodann nach Sens.

In mehreren Dörfern sah ich die Bilder des Kaisers und seiner ganzen Familie; auf

einem Jahrmarkte kaufte ich sie, so wie auch mein eigenes Bild.

In Sens befand ich mich gerade am 15. August. Das Wetter war wunderschön. Auf einem kleinen Promenadeplatz, wo die ganze Stadt sich versammelt hatte, ließ man einen Luftballon steigen.

Nach dem Abendessen ging ich dorthin, und, nach meiner Gewohnheit mich zu den Unglücklichen zu gesellen, sezte ich mich auf eine steinerne Bank neben einer Frau, die hohle Hippen *) verkaufte. Sie lockte die Vorübergehenden durch ein Glücksrad, wobei der Gewinner so viel Kuchen erhielt, als das Loos anzeigte. Mein Sohn unterhielt sich damit, daß er die Frau und ihren Mann über allerlei Dinge befragte. Dieser, weniger bei dem Verkaufen beschäftigt, erzählte uns, wie im Anfange der Revolution die Bewohner von Sens ihm den Kopf für die Republik warm gemacht, wie er Soldat geworden, nachher im Felde verwundet, nicht ferner habe dienen können, und eine

*) Diese Art dünner Waffeln wird in Frankreich plaisirs genannt.

A. d. Uebers.

Pension erhalten habe. „Unter Bonaparte," fügte er hinzu, „entzog man mir ein Drittel der Pension." — „Da werdet Ihr ihn also nicht lieben?" bemerkte mein Sohn. — „Doch," erwiederte jener, „das war Einerlei; denn, „sehen Sie, zu jener Zeit ging es Jedermann „wohl. Jezt ist es nicht so. Sie sehen, was „ich verkaufe. Nun, zu jener Zeit verkaufte ich „viermal so viel und drüber." —

Nach und nach gewannen wir immer mehr und mehr das Vertrauen des Herrn und der Madame Abate — so hieß unsere neue Bekanntschaft —, und wurden bald in alle ihre Angelegenheiten eingeweiht. Ihre Aufmerksamkeit für uns wurde dadurch vermehrt, daß mein Sohn die Zahl der Kuchen verdoppelte, wenn Schulknaben, junge Arbeiterinnen und alte Invaliden sie zu kaufen kamen. Verkäufer und Käufer gewannen dabei. Aber ein junges Mädchen verursachte unserm Ehepaar großen Verdruß, indem sie eine Art Kuchen verlangte, den die guten Leute nicht hatten. Diese vor uns ihnen erzeugte Demüthigung war ihnen empfindlich; und um sie in unsern Augen auszulöschen, erklärten sie uns ausführlich, auf welche Art jene Kuchen, die sie wohl zu kennen

sich rühmten, gemacht würden. Es wären übrigens, meinten sie, nur Leute ohne Geschmack, welche nach solchen Kuchen verlangen; doch würden sie sie gerne backen, aber es fehle ihnen der dazu nöthige Ofen. — Es war nicht schwer, sie zum Ankauf desselben in den Stand zu setzen.

Ich kann nicht beschreiben, wie sehr es mich interessirte, auf solche Weise, nahe mit den Sitten und Gebräuchen des Volkes bekannt zu werden. Ich dachte an den Zustand des französischen Volkes vor der Regierung des Kaisers; es war unglücklich und freudenlos. Bei der Rückkehr des Generals Bonaparte aus Aegypten schilderte ihm ein Bauer diesen Zustand treffend genug, indem er ihm sagte: „Ach, General, Sie haben wohl gethan, zurückzukommen; sie fraßen uns hier rein auf (ils nous *grugeaient* tous)." Ich dachte ferner an die Zeit des Kaiserreiches, an den Wohlstand des Volks, dessen es sich noch erinnert; es vertraute dem Manne, dem es sein Schicksal und die Macht übergeben hatte, und seine Erwartung wurde nicht getäuscht; es erhielt Verbesserungen für die Gegenwart und Sicherheit für die Zukunft. Und wenn ich mich

jener damals so sichtbaren Fortschritte erinnerte, mußte ich nicht staunen, jezt dies Volk, nach sechzehn Jahren des Friedens und des Ueberflusses, weder besser unterrichtet noch glücklicher zu finden? Wie in der Schweiz, in Deutschland, in England, suchte ich in jedem Dorfe eine Schule, ein Krankenhaus; — dergleichen gab es hier nicht. Ich fand das Volk immer fröhlich, arbeitsam, entsagend, aber unglücklicher als je. Wie sollte es nicht den Verlust des Mannes bedauern, der allein begriffen hatte, wie viel Gutes dem Volke erzeigt werden könne, — der dies Gute wirklich zu machen angefangen hatte? Die Menschen, welche noch immer die Regierung des Kaisers verläumden, und welche die fortwährende Anhänglichkeit an ihn für das Werk der Intrigue erklären — sie sollten einmal das Volk befragen; sie würden dann die Erklärung hören, warum es ihm seine Liebe bewahrt.

Ach, warum wurde ein fünfzehnjähriger Friede, wurden die im gedeihlichen Zustande vorgefundenen Finanzen, wurde die Beibehaltung ungeheurer Abgaben, nicht benuzt, des armen, alles entbehrenden Volkes Schicksal zu erleichtern? Ist doch dies arme Volk ein

Theil der Nation, der unsere ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt! Die Sitten der Franzosen sind sanft, gebildet; Ordnung und Thätigkeit sind ihre Grundlage. Es ist das Land, wo ausgezeichnete Charaktere am häufigsten gefunden werden.

Es war mir ein Genuß zu sehen, wie hier überall die Frauen mit ihren Kindern beschäftigt sind, mit ihrem Haushalt, und wie sie sich der mühseligsten Arbeit nicht entziehen. Es erinnerte mich an die Worte, die der Kaiser einst zu Madame Campan sprach, als er ihr die Leitung des Instituts von Ecouen übergab: „Es sind Mütter, die ich Sie mir zu erziehen „bitte; sie allein bilden die Menschen, und „machen die Sitten eines Landes stark und „dauernd."

Zu gleichem Zweck waren die sechs Erziehungshäuser für das Volk errichtet, die auch unter meinem Schutz und unter der Leitung der frommen Madame de Leseau standen. Die angenehmen Talente waren davon ausgeschlossen, dagegen wurden nützliche Frauen und achtungswürdige Mütter erzogen. Der Gedanke beglückte mich, daß diese Institute von uns

geschaffen, und seit 25 Jahren vervielfältigt bei=
getragen haben, jene Civilisation zu verbreiten,
die ich in Frankreich bemerkte, und hier mehr als
in den andern von mir durchreisten Ländern
würdigen konnte. Ich fühlte einen eigenen Reiz,
mich bei diesen guten Leuten zu sehen und mit
ihnen zu plaudern. Gewiß hätte ich Freunde
unter ihnen gefunden, wenn ich ihnen gesagt,
wer ich sey. Damit tröstete ich mich über viel=
fach erfahrenes Ungemach.

Eines Tages, wo ich mehr als gewöhnlich
ermüdet war, konnte ich die Stadt nicht errei=
chen und blieb in einem Dorfe. Ich gestehe,
daß das Leben einer kleinen Anzahl von Fa=
milien, die in ländlicher Zurückgezogenheit sich
beisammen finden, mir stets als wünschens=
werthes Daseyn erschien. Vielleicht war es nur
aus Opposition gegen das bewegte, unruhige
Leben, zu welchem ich verurtheilt bin, so wenig
es mir auch zusagt. Ein enges Thal, das eine
Welt ist für seine Bewohner, ein Ort, der ihr
Leben und ihr Grab, Alles was sie kennen,
Alles was sie lieben, alle ihre Weltinteressen
umschließt, wo der Kirchenthurm über ihrem
Haupte, ihnen der Repräsentant der Ruhe, des
Gebets und der sanftesten, wie der erhabensten
Regungen wird, — ist nicht dies Alles wahr=

haft beneidenswerth? Glücklich der Mensch, der im Kreise der Seinen lebt, und da stirbt, wo er geboren wurde! So ist das Leben im Dorfe.

Das Wirthshaus in dem Orte, wo ich Halt machte, war eine elende Hütte. Mein Courier wollte mich überreden, weiter zu gehen. Ich stieg aus dem Wagen, mich selbst von der Einrichtung des Hauses zu überzeugen; die Wirthin lud mich dringend ein, bei ihr zu verweilen, und ich widerstand ihren Bitten nicht lange, denn in dem Zimmer, das sie für mich bestimmte, sah ich das Bild meines Bruders in einem Kupferstich, das ihn am Grabe meiner Mutter vorstellt. Dies Zeichen der Erinnerung rührte mich; ich fühlte mich zum Dank verpflichtet, und dachte nicht weiter an die Unbequemlichkeiten einer schlechten Herberge.

Unweit lag ein Schloß, dem ich nahe kam, während ich von der Ermüdung des Fahrens mich durch Spazierengehen zu erholen suchte. Die Eigenthümerin kam mir mit Anmuth und Höflichkeit entgegen, und führte mich in den Kreis ihrer interessanten Familie. Ich gab mich für eine Genferin aus. — Der Mann der Dame, Hr. P. de V......, war, als Mitglied der Deputirtenkammer, abwesend. Er hatte mich

sonst oft besucht. Es war merkwürdig zu hören, wie wir von ihm und von der ganzen hohen Gesellschaft in Paris sprachen. Ich bemerkte, daß sie in Rücksicht meiner sich allerlei Vermuthungen überließ.

Ich befand mich in einer Gegend, die am meisten durch den Krieg gelitten hatte. Die Spuren des Muthes der Bewohner bei der Vertheidigung, so wie jene des Elends nach der Eroberung waren noch überall sichtbar. Ich sprach mit den Leuten von ihrem ausgestandenen Unglück, — es hatte mich tief erschüttert. Wohl war dies die einzige Wunde, die ihnen das Andenken an unsere Zeit schmerzhaft machen konnte; — es war darum nicht weniger ein wirkliches Uebel. Den Krieg habe ich stets für die Geißel der Menschheit angesehen. Ich hoffe, es wird eine Epoche der Civilisation kommen, wo man nicht begreift, wie Menschen sich für das Belieben und die Interessen der Andern aufopfern? Diese Hoffnung zu realisiren wird aber nöthig, daß kein Land sich für berechtigt halte, andere Länder seinem Gesetz zu unterwerfen. — Stark zu seyn ist die erste Bedingung — selbst der Freiheit.

XVIII.

Endlich verließ ich dieses Frankreich, dessen Andenken mir stets theuer war. Es ist das Vaterland, das uns durch eine noch längere Entfernung von ihm für die Ehre büßen läßt, einen Namen zu tragen, dessen Ruhm sich dem höchsten zugesellt, — einen Namen, dessen bloßer Laut in den Augen der Fremden eine Macht zu seyn schien. Doch wird es nie aufhören, wie es nie aufgehört hat, mir das Vaterland zu seyn, der Gegenstand meiner lebendigsten, wie meiner zärtlichsten Anhänglichkeit.

Als ich Frankreich wieder sah, war mir das Herz gebrochen, durch den Verlust eines

Sohnes, durch einen Schmerz, für den es keinen Trost gibt; ich stand überdies unter dem Druck der Verbannung: dennoch flößte der Anblick der vaterländischen Gefilde mir eine Theilnahme ein, deren ich mich nicht mehr für fähig gehalten hatte. Es war als beherrschte mich eine fremde Gewalt, die, im Verein mit den Gedanken, die in mir erwachten, mich mächtig von dem eigenen Kummer abzog. — Ein grausames Gesetz zwingt mich, dem Glücke des längern Verweilens im geliebten Lande zu entsagen. Auch Italien ist fortan mir verschlossen, weil es meinem Sohn es ist. Ich gestehe, daß ich Rom mit lebhaftem Bedauern verließ. Unter dem milden Himmel hatten dort meine Leiden ihre Bitterkeit verloren. Das gemüthliche Volk flößte mir wahre Theilnahme ein. Alles gefiel mir dort. Meine beiden Söhne waren bei mir, und mit ihnen vergaß ich die Härte unserer Verbannung. Dies gastfreie Land ist wahrhaft das Vaterland Aller, die von großen Unfällen getroffen wurden. Ueberall zeigt sich das Bild des Unbestandes menschlicher Schicksale. Diese ungeheuren Ruinen, die unsere Bewunderung aufregen, zeigen uns, daß alle Größe vergänglich ist. Und die frommen Denkmäler, die sich neben ihnen erheben, rufen zugleich in unser

Herz die einzigen Tröstungen zurück, deren Quelle unsterblich ist.

Die Schweiz allein stand mir noch offen. Die Schweiz war mein erstes Asyl zu jener Zeit gewesen, wo der Schrecken der alliirten Mächte überall unsern Namen verfolgte. Hier hatte ich einen Ruhepunkt nach unsern größten Unfällen gefunden. Einer der Cantone, der Canton Thurgau, hatte den Muth gehabt, den diplomatischen Umtrieben zum Trotz, mich bei sich aufzunehmen. Und obgleich ich von Seiten der Restauration Verfolgungen aller Art ausstehen mußte, waren mir doch einige ruhige Tage zu Theil geworden — in dieser schönen Natur, unter einfachen Sitten und bei Menschen, deren Herz mir ergeben war. In diesem friedlichen Lande suchte ich von neuem eine Zuflucht, die mir auch nicht streitig gemacht wird, nachdem ich noch grausameres Unglück erfahren, als jenes, das mich zum ersten Mal hierher geführt hatte.

Ich sah meine Berge wieder; ich war endlich mir selbst wiedergegeben mit allen Wunden meines Herzens.

Ich glaubte bisweilen nur einen furchtbaren Traum gehabt zu haben, und zweifelte gern an der Wirklichkeit der überstandenen Leiden. Die Beschreibung aber meiner lezten Schicksale rief mir die Wirklichkeit der Erfahrung zurück; oft waren es meine Thränen, die mir den Muth gaben, meine Erzählung bis ans Ende zu bringen.

Ich habe jezt nichts weiter zu sagen, als daß ich, verlezt durch den Argwohn der französischen Regierung, fortan auf jeden ferneren Schritt bei ihr verzichtete; ich erinnerte sie nicht mehr an ihr Versprechen, ich erwartete nichts von ihr. Ich forderte selbst nicht mehr, was man mir schuldig war *). Ich wußte nur zu wohl, daß, um die Schwäche einer Stellung

*) Ich schrieb blos an Hrn. C. Perrier, um ihn zu bitten, er möchte die alten Diener meiner Mutter auf die Liste der Pensionäre des Staats setzen lassen. Um diesen Preis leistete ich Verzicht auf die Summen, die man der Kaiserin schuldig ist, und die jezt mir zugefallen sind. Es lag mir nur am Herzen, das Schicksal der alten Diener meiner Mutter zu mildern, deren Andenken und deren Wohlthaten nicht aus Frankreich verbannt seyn können. Als Hr. Perrier meinen Brief erhielt, erklärte er, ihn sogleich beantworten zu wollen; aber er erkrankte und starb.

und die Verlegenheiten der Macht zu erklären, man sich gern überredet, die Energie der Unzufriedenen könne nur eine bezahlte seyn. Darum wollte ich nicht, daß man ferner meinen Charakter verdächtigen könne, als sey ich fähig, ein wiedererstattetes Vermögen zur Aufregung der Unruhen zu verwenden. Solche Erfindungen hatte man sich bereits im vollen Maße erlaubt, die wundervolle Rückkehr des Kaisers und die Liebe des Volks zu ihm dadurch erklärlich zu machen.

Ich hatte nicht vergessen, daß in jener Zeit, wo die siegende Partei uns mit Beleidigungen und Schmähschriften überhäufte, Baron Devaux, der damals meine Angelegenheiten in Frankreich besorgte, sich bei dem Polizeiminister Decazes darüber beschwerte, worauf dieser ihm antwortete: „Ich bin es nicht, der auf solche „Weise verfährt, aber ich kann es nicht hindern; „es ist unsere Politik, welche dieser Familie die „Achtung raubt und sie verjagt."

Solche Unwürdigkeit konnte nicht wiederholt werden. Wäre aber der Fürst auch sehr moralisch, so ist er doch nicht immer Herr der Schläge, welche die Regierung denen ver-

setzen mag, welche sie für Feinde hält. Darum ziehe ich vor, in meiner Mittelmäßigkeit auszuharren; sie schreckt mich nicht; ich weiß sie zu ertragen.

Die Erneuerung des Verbannungsgesetzes, und daß man uns mit den Bourbons gleichstellt, beweist zur Genüge, wie man gegen uns gesinnt ist und wie man uns fürchtet. — Keine befreundete Stimme hat sich zu unsern Gunsten erhoben *). Diese Gleichgültigkeit verdoppelt die Bitterkeit der neuen Verbannung. Doch wünsche ich denen Glück, welche vergessen konnten; nur sollen sie Frankreich glücklich machen. Ich habe keinen andern Wunsch.

Das Volk wird sich seines Ruhmes erinnern, seiner Größe, und wie es der Gegenstand aller Sorgen des Kaisers war. Unser Andenken wird ihm stets theuer seyn. Dies ist meine Ueberzeugung, und dieser Gedanke ist der süßeste Trost, den man in der Verbannung sich erhalten, den man mit ins Grab nehmen kann.

---

*) Nur der Abgeordnete Hr. Marschal erhob seine unmächtig gebliebene Stimme.

Beilagen.

Die oben Seite 170 erwähnten Briefe der beiden Herzoginnen von Orleans, Mutter und Tante des Königs Louis Philipp, würden von ihrer diplomatischen Genauigkeit verlieren, wenn wir sie den Lesern blos in der Uebersetzung mittheilen wollten. Wir lassen daher die Originale selbst abdrucken mit beigefügter deutscher Uebertragung.

A Sa Majesté la Reine HORTENSE.

Madame,

L'obligeance, que Votre Majesté a bien voulu me faire témoigner m'inspire la confiance de la réclamer pour obtenir de l'empereur une décision qui m'est si nécessaire et si pressante dans la cruelle position dans laquelle je me trouve. J'aurais craint de fatiguer Sa Majesté l'empereur en lui retraçant les motifs propres à émouvoir sa magnanimité; j'aime à me persuader que les bons-offices de Votre Majesté produiront cet effet, et qu'elle voudra bien rendre justice à la reconnaisance,

Madame,

De votre servante
Louise-Marie-Adélaïde DE BOURBON,
douairière D'ORLÉANS.

Ce 28. mars 1815.

I. Briefe der Mutter des Königs.

Ihrer Majestät der Königin Hortense.

Madame,

Die Verbindlichkeit, welche Ew. Majestät mir gütigst hat bezeigen wollen, flößt mir das Vertrauen ein, sie in Anspruch zu nehmen, um von dem Kaiser eine Entscheidung zu erhalten, die in der grausamen Lage, in welcher ich mich befinde, mir dringend nothwendig ist. Ich würde fürchten, Seiner Majestät dem Kaiser beschwerlich zu seyn, wenn ich ihm die Beweggründe anzeigen wollte, die seine Großmuth zu erregen geeignet wären; ich halte mich gern überzeugt, daß die Verwendung Ew. Majestät dieß bewirken, und zugleich der Dankbarkeit Gerechtigkeit widerfahren lassen werde, mit welcher ꝛc.

Madame

Ihre Dienerin
Louise Marie Adelaide von Bourbon,
verwittwete Orleans.

Den 28. März 1815.

A Sa Majesté la Reine HORTENSE.

Madame,

L'intérêt dont Votre Majesté a bien voulu me réitérer le témoignage dans son aimable lettre du 29 mars, me confirme l'espoir que l'empereur adoucira bientôt ma si cruelle position, le ministre des finances l'ayant mise sous ses yeux. Il sera bien consolant pour moi de devoir à la générosité de l'empereur et à votre obligeante entremise d'obtenir ce que ma position, dont je ne pourrais assez vous exprimer la gêne, sollicite si instamment.

Agréez encore une fois, Madame, l'expression des sentimens qu'offre

A Votre Majesté

Sa servante

Louise-Marie-Adélaïde

DE BOURBON PENTHIÈVRE,

D. D. D'ORLÉANS.

Ce 2 avril 1815.

Ihrer Majestät der Königin Hortense.

Madame,

Die Theilnahme, die Ew. Majestät in Ihrem liebenswürdigen Briefe vom 29. März mir wiederholt zu erweisen die Güte hat, bestärkt mich in der Hoffnung, daß der Kaiser bald meine so grausame Lage verbessern werde, nachdem ihm solche von dem Finanzminister vor Augen gelegt worden. Es wird für mich sehr tröstend seyn, von der Großmuth des Kaisers und von Ihrer verbindlichen Verwendung dasjenige zu erhalten, was meine Lage, deren Beengung ich Ihnen nicht genug ausdrücken kann, so angelegentlich erbittet.

Genehmigen Sie noch einmal, Madame, den Ausdruck der Gesinnung, welche erbietet

Ew. Majestät

Dienerin

Louise Marie Adelaide

von Bourbon Penthièvre,

verwittwete Herzogin von Orleans.

Den 2. April 1815.

A Sa Majesté la Reine HORTENSE.

Madame,

Je suis vraiment affligée que le mauvais état de ma santé me prive d'exprimer à Votre Majesté, comme je le voudrais, ma sensibilité à l'intérêt qu'elle a témoigné à ma position. Elle est encore bien pénible, ma jambe ne prenant aucune force, mais je ne veux pas différer d'exprimer à Votre Majesté et à Sa Majesté l'Empereur auprès duquel j'ose vous prier d'être mon bon interprète des sentimens dont fait profession,

Madame

De votre Majesté

La servante

Louise-Marie-Adélaïde

DE BOURBON PENTHIÈVRE,

D. D. D'ORLÉANS.

Ce 19. avril 1815.

Ihrer Majestät der Königin Hortense.

Madame,

Ich bin in Wahrheit betrübt, daß der üble Zustand meiner Gesundheit mich hindert, Ew. Majestät, wie ich es gewünscht, mein Gefühl für die Theilnahme, welche Dieselbe bei meiner Lage gezeigt, auszudrücken. Meine Gesundheit ist noch leidend, denn mein Fuß will nicht wieder erstarken. Ich will es aber nicht länger aufschieben, Ew. Majestät und Sr. Majestät dem Kaiser, bei welchem ich Sie bitte mein Dolmetscher zu seyn, die Gesinnungen auszudrücken, zu denen sich bekennt

Madame

Ew. Majestät

Dienerin

Louise Marie Adelaide

von Bourbon Penthièvre,

verwittwete Herzogin von Orleans.

Den 19. April 1815.

A Sa Majesté la Reine HORTENSE.

Madame,

Vous avez bien voulu me faire offrir votre médiation auprès de S. M. l'Empereur, pour obtenir l'autorisation de rester en France, et un traitement convenable pour y subsister. Je sais, Madame, ce que vous avez déjà fait auprès de Sa Majesté, et que c'est en grande partie à votre intérêt que je dois les 200,000 fr. de rente qu'elle a eu la bonté de m'accorder. Mais, sur cette somme, le ministre des finances me dit que j'en dois distraire celle de 50,000 en faveur de mes frères naturels reconnus par mon père, ce qui réduirait mon traitement annuel à 150,000 fr. Vous trouverez sûrement, Madame, cette somme bien modique, eu égard à mes obligations et à la nécessité où je suis de me former un établissement en entier, n'ayant ni habitation, ni meubles etc., etc.

J'avais, à la vérité, supplié Sa Majesté d'assurer à chacun de ces messieurs 25,000 fr. par an, comme étant la seule dette morale dont je me crusse tenue; mais outre que

II. Briefe der Tante des Königs Ludwig Philipp.

Ihrer Majestät der Königin Hortense.

Madame,

Sie haben gütigst mir Ihre Vermittelung anbieten lassen, um von Sr. Majestät dem Kaiser für mich Autorisation zum ferneren Aufenthalt in Frankreich und zu einem der Subsistenz daselbst angemessenen Gehalte zu erwirken. Ich weiß, Madame, was Sie bereits bei Sr. Majestät gethan haben, und daß ich großentheils Ihrer Theilnahme die 200,000 Franken Rente verdanke, welche der Kaiser mir zuzugestehen die Güte gehabt. Allein, der Finanzminister sagt mir, daß ich von dieser Summe 50,000 Franken zu Gunsten meiner natürlichen Brüder, die von meinem Vater anerkannt wurden, abziehen solle, was meinen Gehalt auf 150,000 Franken herabsetzen würde. Sie werden, Madame, diese Summe sicherlich zu gemäßigt finden, in Hinsicht auf meine Verbindlichkeiten und auf die Nothwendigkeit, in welcher ich mich befinde, eine vollständige Einrichtung anzuschaffen, indem ich weder Wohnung, noch Möbeln und dergl. habe

j'avais pensé que cette dette n'aurait pas dû être prise sur mon traitement de 200,000 fr., c'est que je regardais comme important pour eux de leur assurer le même revenu dans le cas où je viendrais à mourir avant eux. Je viens donc vous prier, Madame, d'appuyer auprès de l'Empereur la demande que j'ose lui faire et qui, j'espère, ne peut vous paraître déraisonnable. C'est une nouvelle obligation que je vous aurai. Je joins ici une copie de la lettre que j'écris à Sa Majesté, et qui doit lui être remise par son ministre de la police.

Agréez, Madame, l'assurance des sentimens les plus distingués que je vous prie de recevoir.

L. M. J. B. d'Orléans Bourbon.

21. avril 1815.

Ich hatte, in Wahrheit, Se. Majestät gebeten, jedem dieser Herren jährlich 25,000 Franken anzuweisen, da dieses die einzige moralische Schuld ist, zu der ich mich gehalten glauben möchte. Allein, außerdem daß ich gedacht, diese Schuld hätte nicht von meinem Gehalt von 200,000 Franken genommen werden sollen, hielt ich es auch für wichtig genug für sie, ihnen den gleichen Gehalt zu sichern, im Fall ich vor ihnen sterben würde. Ich komme also, Madame, Sie zu bitten, das Gesuch zu unterstützen, das ich an den Kaiser zu stellen wage, und hoffe, es werde Ihnen nicht unvernünftig erscheinen. Es wird dies eine neue Verbindlichkeit seyn, die ich Ihnen schulde. Ich füge hier die Abschrift eines Briefes bei, den ich an Se. Majestät schreibe, und der Allerhöchstdemselben durch seinen Polizeiminister überreicht werden wird.

Genehmigen Sie, Madame, den Ausdruck der ausgezeichneten Hochachtung rc.

L. M. J. B. von Orleans Bourbon.

Den 21. April 1815.

A Sa Majesté la Reine HORTENSE.

Madame,

Je suis bien touchée de votre obligeance, et j'ai toute confiance dans le désir que vous me témoignez; il me semble difficile que l'empereur refuse une demande, j'ose le dire, aussi juste, lorsqu'elle est présentée par vous. Croyez, Madame, que ma reconnaissance égalera les sentiments dont je vous prie de recevoir d'avance les témoignages bien sincères.

L. M. J. B. D'ORLÉANS BOURBON.

Ce 29. avril 1815.

Ihrer Majestät der Königin Hortense.

Madame,

Ich bin von Ihrer Güte sehr gerührt, und habe volles Vertrauen zu dem Wunsche, den Sie mir zu erkennen geben. Es scheint mir schwer, daß der Kaiser eine, ich wage es zu sagen, so gerechte Bitte abschlage, wenn Sie dieselbe vortragen. Glauben Sie, Madame, daß meine Erkenntlichkeit den Gesinnungen gleich seyn wird, deren aufrichtigen Ausdruck im Voraus zu genehmigen ich Sie bitte.

L. M. J. B. von Orleans Bourbon.

Den 29. April 1815.

